Glauben und Wissen

1908. VI. Jahrgang Heft 3, März



Das Christusbild.

In Nr. 7 des 5. Jahrgangs von „Glauben und Wissen" wird unter dieser Überschrift eine Frage gestellt und eine Antwort gegeben. Beide, Frage und Antwort, sind jedoch von zwei verschiedenen Anschauungen aus gegeben, so daß die Antwort die Frage nicht befriedigend berücksichtigt. Es muß darauf Rücksicht genommen werden, daß die Frage von einem suchenden gläubigen Christen gestellt wurde, der eine reale Vorstellung von dem Wesen seines Meisters zu gewinnen sucht, daher auch den Satz von Professor Steinhausen, daß Jesus nur ideal zu schildern sei, ablehnt — während andererseits Herr Professor von Gebhardt als Autorität die Frage vom Standpunkt des Künstlers behandelt.

Gerade die Tatsache, daß die Christusbilder sehr idealisiert sind, hat viele positiv gläubige Kreise dazu geführt, daß sie dieselben ablehnen. In einigen christlichen Kreisen führte sie bis zum äußersten Extrem, nämlich bis zur Verwerfung jeglicher Kunst als „Unwahrheit". Ich mache hier nur aufmerksam auf die Schrift des bekannten Generalleutnants G. v. Viebahn über die Christusbilder unter dem Titel „Was sagt die Schrift zu den Abbildungen des Herrn?"[1]), in welcher der Versuch gemacht wird, diese Ablehnung biblisch zu begründen.

Demgegenüber wollen wir mit Herrn Professor v. Gebhardt festhalten, daß auch die Kunst das Herz zum Heiland erhebt. Jedoch ist damit noch nicht gesagt, daß die Sehnsucht nach einem realen Christusbild unberechtigt sei. Gerade in den letzten Jahren taucht diese Sehnsucht bei Kunstfreunden in christlichen Kreisen immer mehr auf und eigentümlicherweise gerade da, wo das religiöse Leben am intensivsten

[1]) Görlitz, Verlag des Traktatvereins der Ev. Ref. Freikirche.

ist. — Auch der „Türmer" und die „Beilage zur Münch. Allg. Zeitung" [1]) nahmen zur Christusbildfrage Stellung. Ersterer veranstaltete sogar eine Rundfrage, auf die verschiedene Antworten eingingen. Unter anderen eine solche des Orientalisten und Archäologen Dr. Strychowski [2]), der die Frage, warum die Kirchenväter das Bild Jesu häßlich, die späteren Christen aber nach der griechischen Antike darstellten, eingehend behandelt — aber sich der persönlichen Ansicht hingibt, daß es dem Künstler frei gestellt sein muß, nach seinem Empfinden zu malen.

Wenn es nun dem Künstler frei steht, nach seinem Empfinden Christus zu malen, so ist es auch selbstverständlich, daß tausende gläubiger Christen, deren Empfinden eben anders ist als das dieser Künstler, jene Christusbilder ablehnen oder doch zum mindesten von denselben unbefriedigt bleiben.

Wer viel in Künstlerkreisen verkehrt, weiß, wie wenig oft das „religiöse Empfinden" das Motiv zur Darstellung von Begebenheiten aus dem Leben Jesu bildet. Und auch da, wo solches vorhanden ist, laufen, genau wie in der Theologie, Meinungen und Strömungen unter, die nicht allgemein von positiv denkenden Christen geteilt werden können. Professor Steinhausen z. B. meint, es sei gotteslästerlich, Christus geschichtlich malen zu wollen; — viele positiv gläubige Christen werden es aber für Gotteslästerung empfinden, Christus idealisieren zu wollen — oder Professor v. Gebhardt ist der Ansicht, daß die herrliche Matthäuspassion uns „mit deutschem Wort und deutscher Weise den Heiland nahe bringt"; — dem gegenüber erklärt der tiefgläubige Theologe Franz Speemann, ein ausgezeichneter Kunstkenner und feiner Ästhetiker, daß gerade die Matthäuspassion und besonders das Hinscheiden Jesu in derselben das Gefühl des gläubigen Christen verletzt [3]). So verschieden sind da die Auffassungen, so daß es schwer ist, ein beide Teile befriedigendes Resultat herbei zu führen.

Jedenfalls muß berücksichtigt werden, was der Fragende anregt, daß zum Malen einer Szene aus dem Leben Jesu ein biblisches und exegetisches Vorstudium erforderlich sei. Auch in Künstlerkreisen ist man sich dessen wohl bewußt. Ein Münchner Maler sagte mir vor kurzem, daß ein jeder Künstler, der Jesus darstellen wolle, von Rechts wegen Theologie studieren sollte. Nur dann sei er in der Lage, sich einen historischen und idealen Christus vorzustellen. — Der Dichter Gerhardt Hauptmann schrieb vor einigen Jahren in einer kleineren Abhandlung, „Heiligung" betitelt [4]):

„Wenn einer die Frechheit hat, den Mann mit der Dornenkrone zu malen, da braucht er ein Leben dazu. Kein Leben in Saus und Braus. Einsame Stunden, einsame Tage, einsame Jahre, da muß er mit sich allein sein und mit seinem Gott. Da muß er sich alltäglich heiligen! Nichts Gemeines darf an ihm und in ihm sein. Dann kommt der heilige Geist, wenn man so einsam ringt

---

[1]) Beilage zur Münchner Allg. Zeitung vom 19. Januar 1903.

[2]) „Der Türmer", 9. Jahrgang, Heft 10. Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

[3]) Speemann, Jesus im 20. Jahrhundert. Stuttgart 1906. Steinkopf. 1 Mk.

[4]) „Der freie Christ", III. Jahrgang 1905, Heft 1.

und wühlt. Da kann einem manchmal etwas zu teil werden. Da wölbt sich's; da spürt man was. Da ruht man im Ewigen; da hat man es vor sich in Ruhe und Schönheit, da hat man es, ohne daß man es will. Da sieht man den Heiland, da fühlt man ihn! — —"

Also auch Hauptmann hält eine stille Betrachtung des Lebens und der Person Jesu, ja ein persönliches Empfinden seines Geistes und intensiv religiöses Leben als Grundbedingung zur Möglichkeit der Herstellung eines Christusbildes.

Professor Karl Lamprecht, Leipzig, schreibt in seiner trefflichen Deutschen Geschichte in einer Betrachtung über religiöse Kunst[1]: „Eine religiöse Kunst darf, will sie groß sein, nicht bloß individuelle subjektive Stimmungen wiedergeben; eine religiöse Kunst muß mehr sein als eine Tat persönlicher Frömmigkeit. Alle große religiöse Kunst ist kirchliche Kunst gewesen, — — hat Stimmungen zum Ausdruck gebracht, die mehr oder minder Gemeingut der Zeit waren, und ist darum Herzenssache ganzer Gruppen und Geschlechter von Malern gewesen. — Es fehlt dies der Zeit, und hier sehen wir in dem tiefsten Spiegel die Entwicklung des malerischen Idealismus der Gegenwart. Eine idealistische Kunst höchsten Ranges kann nicht bestehen ohne das Sturmeswehen einer Weltanschauung, durch das sich alle oder wenigstens alle Berufenen ergriffen fühlen. Sie bedarf der ganzen Psyche des Menschen — —" und schließt: „Wird uns eine solche Kunst noch beschert werden? Wir vertrauen dem Genius unseres Volkes, der die Ahnen von Höhe zu Höhe geführt hat, und wir glauben an eine Erneuerung großer Zeiten im noch niemals erlebten Sinne."

Wir sehen auch hier bei einem berufenen Kunstkritiker und Historiker, genau wie bei Hauptmann und bei vielen positiven Christen, das Verlangen nach Wahrheit und Realität in der religiösen Kunst. Wenn er nun richtig sagt, daß religiöse Kunst nur Großes leisten kann, wenn sie getragen wird von einer Weltanschauung, so darf man wohl daraus schließen, daß auch er der Meinung ist, daß eine von der Weltanschauung Christi getragene Kunst, das heißt die Darstellung durch einen Meister, der frei von Traditionen kirchlicher Dogmatik und menschlicher Stimmungen sich in die Weltanschauung Christi hinein hat versetzen lassen[2]), am besten und wirkungsvollsten sei. Dies ist aber bis jetzt wenig der Fall. Die meisten Christusbilder sind, um mit Professor Steinhausen zu sprechen, „so gemalt, wie ihn der Glaube erfaßt". Dieser Glaube aber war je nach der herrschenden Kirchenlehre gefärbt. Daher war auch sein Ideal verschiedenartig. Wenn man nun auch mit Herrn Professor von Gebhardt zugeben muß, daß ein dem Geist der Zeit und den Verhältnissen angepaßtes Bild in der Lage ist, religiös zu erheben und stimmungsvolle religiöse Gefühle hervorzurufen, so ist dadurch noch nicht erwiesen, daß Bilder, die derartiges Gefühlsleben reizen, in der Lage sind, das religiöse Leben zu vertiefen, den Geist in die Tiefen des göttlichen Geheimnisses zu führen und die Menschen ethisch und sittlich zu heben. Denn sie führen keineswegs zu einer

---

[1]) Lamprecht, Deutsche Geschichte, I. Ergänzungsband. Berlin 1902. R. Gaertners Verlagsbuchhandlung. Seite 192.

[2]) Vergl. v. Gerdtell, Brennende Fragen der Weltanschauung, Bd. III. Stuttgart, M. Kielmann. 1 Mk.

tieferen Erkenntnis des Wesens und der Persönlichkeit Christi, und es ist doch eine der Hauptwahrheiten des Christentums, daß das Allerlei seiner göttlichen Kraft, was zum Leben und göttlichen Wandel dient, uns geschenkt wird durch die Erkenntnis dessen, der uns berufen hat durch seine Tugend[1]). Wie ja auch Paulus bittet, die Liebe der Philipper möge reich werden in Erkenntnis und Erfahrung[2]). Es zeigt sich schon in der hellenischen Kunst, daß selbst die vollendetsten Göttergestalten nicht in der Lage waren, den sittlichen Verfall der Antike zu hemmen. Wir dürfen aus der klassischen Literatur den Schluß ziehen, daß auch die Hellenen zu einem religiösen Gefühlsleben infolge ihrer Götterbilder geführt wurden, ja daß sie in ihm schwelgten. Trotzdem kam der sittliche Verfall. Erst die Erkenntnis der Person Jesu hemmte diesen, und die Hellenen fanden in dem Mann, „der weder Gestalt noch Schöne hatte," ethisch-sittlichen Halt, Kraft, Leben und volles Genüge.

Richard Wagner, der gefeierte Tonkünstler, der bekanntlich in seiner Jugend ganz für die griechische Mythologie schwärmte, so daß er Apollo über Christus stellte[3]), sagt, nachdem er im Alter sich dem Christentum genähert, hierüber sehr schön:

„Von dem Götterglauben der Griechen ließe sich sagen, daß er, der künstlerischen Anlage des Hellenen zuliebe, immer an den Anthropomorphismus gebunden sich erhalten habe. Ihre Götter waren wohlbenannte Gestalten von deutlichster Individualität: der Name derselben bezeichnete Gattungsbegriff, ganz so, wie Namen der farbig erscheinenden Gegenstände die verschiedenen Farben selbst bezeichneten, für welche die Griechen keine abstrakten Namen gleich den unserigen verwendeten: Götter hießen sie nur, um ihre Natur als eine göttliche zu bezeichnen; das Göttliche selbst aber nannten sie „der Gott": Theós. — Nie ist es den Griechen beigekommen, „den Gott" sich als Person zu denken und künstlerisch eine Gestalt ihm zu geben, wie ihren bekannten Göttern; er blieb ein ihren Philosophen zur Definition überlassener Begriff, um dessen deutliche Feststellung der hellenische Geist sich vergeblich bemühte[4]) — bis von wunderbar begeisterten armen Leuten die unglaubliche Kunde ausging, der Sohn Gottes habe, für die Erlösung der Welt aus ihren Banden des Truges und der Sünde, sich am Kreuze geopfert . . . Hiermit war denn auch die Gestalt des Göttlichen in anthropomorphistischer Weise von selbst gegeben: es war der zu qualvollem Leiden am Kreuze ausgespannte Leib des höchsten Inbegriffes aller mitleidvollen Liebe selbst. Ein unwiderstehlich, zu wiederum höchstem Mitleiden, zur Anbetung des Leidens und zur Nachahmung durch Brechung alles selbstsüchtigen Willens hinreißendes — Symbol? — Nein, Bild, wirkliches Abbild. In ihm und seiner Wirkung auf das menschliche Gemüt liegt der ganze Zauber, durch welchen die Kirche sich zunächst die griechisch-römische Welt zu eigen machte." [5])

---

[1]) 2. Petri 1, 3—4.
[2]) Philipper 1, 9—11.
[3]) Wagner, Gesammelte Schriften, Bd. III, S. 50.
[4]) Apostelg. 17, 22—23 und 25—28.
[5]) Bayreuther Blätter 1880, S. 272 oder Ges. Schriften X, S. 280.

„Nur der Gott, den uns Jesus offenbarte, der Gott, welchen alle Götter, Helden und Weisen nicht kannten, und der nur den armen galiläischen Hirten und Fischern mitten unter Pharisäern, Schriftgelehrten und Opferpriestern mit solcher seelendurchdringenden Gewalt und Einfachheit sich kundgab, daß, wer ihn erkannt hatte, die Welt mit allen ihren Gütern für nichtig ansah, — dieser Gott, der nie wieder offenbart werden kann, weil er das eine Mal, zum erstenmal uns offenbart worden ist, ist wahrhaftiger Gott.“ [1])

Wenn man dem Gedankengang Wagners hier folgt, so findet man einerseits, daß auch er einen großen Wert auf die Erkenntnis der Persönlichkeit Jesu und der realen Wirklichkeit legt. Andererseits glaube ich, daß man hier den Grund findet, der die hellenischen Christen veranlaßte, in ihrer Darstellung des Heilandes von der alten Weise der Kirchenväter abzuweichen und sein Bild nach der Weise ihrer Götter zu idealisieren. Die künstlerische Anlage der Hellenen führte dieselben als Christen ebenfalls zu der Anschauung, daß nur Schönes gut und wahr sei. Eine menschlich schöne Auffassung, die aber nicht jeden befriedigt, der sich zum Reich der Wahrheit zählt. Hatten nun die an den Anthropomorphismus gebundenen Hellenen ihre Götter in Säulenhallen gesucht, so läßt es sich verstehen, daß sie auch Jesus in dieselben versetzten, in der menschlich guten Meinung, ihm dadurch göttliche Ehren und Auszeichnungen angedeihen zu lassen. Ihr Gottesbegriff war eben unzertrennlich von dem Schönen, an das sie gewöhnt waren. Wie in der Theologie nun manches Griechische mit hinüber genommen wurde, so hat auch die spätere christliche Kunst jene griechische Vorstellung zum Teil mit hinüber genommen. Sie ist schön und erhebend. Aber nicht wahr! Sie führt zu ästhetischen Gefühlen, trägt aber nicht dazu bei, einen wahren Eindruck der Persönlichkeit Jesu hervorzurufen. So sind z. B. all die landläufigen Kreuzigungsszenen, selbst die erster Meister, nicht imstande, uns voll und ganz die Schwere des Kreuzestodes erkennen zu lassen. Überall ist Jesus zu sehr idealisiert. Es liegt in dem Körper nicht der Ausdruck des schweren Leidens, das solcher Kreuzestod mit sich brachte. Man hat oft darauf geantwortet: „Ja, er war doch Gottes Sohn — man muß doch den Frieden und die Erhabenheit darstellen!“ Gewiß! Aber nicht auf Kosten der biblischen Wahrheit, daß er „duldete, indem er litt“ und „unsere Strafe auf sich nahm, gemartert und geplagt wurde“, indem er „wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt wurde“ — gerade dies sind dem Christen ja die Hauptstücke beim Kreuzestod Jesu. Es mag wahr sein, was der Basler Theologe, Dr. Schmid, in seinem „Leben Jesu“ durch ärztliche Autoritäten feststellen läßt, daß Jesus an Erstickung am Kreuz gestorben sei und nicht durch Verbluten. Das schließt aber die furchtbare und gräßliche Qual, die diese Zerfleischung mit sich brachte, nicht aus. — Es ist daher ein Unrecht, welches viele ernste Christen abstößt, wenn man, um die Größe und Herrlichkeit Jesu darzustellen, den Kreuzestod idealisiert. Gerade in seiner vollen Schwere macht er den tiefsten Eindruck auf das menschliche Herz. Ich lernte vor mehreren Jahren einen alten deutschen Professor kennen (der Name ist mir leider entfallen), der in Tübingen

---

[1]) Bayreuther Blätter 1878, S. 220 oder Wagner, Ges. Schriften X, S. 119.

Ästhetik gelesen hat. Er litt lange unter der Tatsache, daß kein Kreuzigungsbild den Hauptwert auf das „Fürwahr, er trug unsere Krankheit“ legte. Er war sehr viel gereist, hatte sich alle Kruzifixe von einiger Bedeutung angesehen, um ein solches zu finden [1]). Keines hatte ihm genügt. Das hat auf mich einen tiefen Eindruck ausgeübt und auch mich der Frage der realen Christusdarstellung näher gebracht.

Die Frage ist nun, warum so wenig realistische Christusbilder vorhanden sind. Man könnte darauf antworten, der Geist der Zeit ist schuld und war schuld zu allen Zeiten. Aber Goethe hat uns ein wahres Wort gegeben: „Was man den Geist der Zeiten nennt, ist meist des Menschen eigner Geist.“ So geht es auch hier. Unsere Christenheit hat sich von der hellenischen Antike her an einen idealisierten Christus gewöhnt, und die Kirche hat im Mittelalter ihr gutes Teil dazu beigetragen, Jesus in nebelhafter Ferne zu halten. Dementsprechend sind auch die Bilder je nach der Auffassung der Menschen dieser Zeiten. Versuche, dagegen anzukämpfen, wurden als schändliche Ketzerei niedergedrückt. — Das mag hart klingen — aber es ist noch heute so. Vor zwei Jahren stand ich in Genf vor einem Gemälde des russischen Malers, französischer Abstammung, Nikolaus Gay, die Kreuzigung darstellend. Das ist das realistischste, was wohl je geschaffen wurde. Es ist, vom ästhetischen Standpunkt betrachtet, nicht schön, stößt auf den ersten Augenblick ab und doch, je länger man vor dem Bilde steht, je größer wird einem der Eindruck. „Das tat ich für dich! Was tust du für mich!“ Jesus, eine schmerzzerrissene, blutige Gestalt, ist hier voller Schmerz und Leiden und doch liegt in seinem Gesicht ein verklärter Glanz des Friedens. Es ist, als ob sich die im zerrissenen, leidenden Leibe noch wohnende göttliche Seele ganz in diesem blutenden Angesicht ausprägt. — Der friedevolle, schwer leidende Gottessohn steht vor uns, während an seiner Seite der eine Schächer mit dem Ausdruck größter Qual, Wut und Verzweiflung — schreiend hängt — und so den Kontrast zeigt.

Ich stand vor diesem Bild mit einem Konsistorialrat und einem Arzte. Unser Eindruck war der gleiche. „Hier ist mehr denn Ideal, hier ist der reale leidende Heiland.“ —

Als dieses Bild in Petersburg ausgestellt wurde, ließ es der Zar Alexander III., der in der Ausstellung war, entfernen, wobei er entrüstet ausrief: „Das ist kein Christusbild, da ist eine Schlachtbank dargestellt!“ [2]); und er verbannte den Maler aus Rußland. Derselbe starb später in Genf. Dem Zaren als Glied der orthodoxen Kirche war eben die Vorstellung des Leidens Christi fremd. Und doch bildet gerade dies Leiden die Grundlage des gesamten Christusglaubens und die Grundlage des Heils in Christo! Das ist derselbe Zar, welcher duldete, daß in der Kathedrale zu Kiew ein Bild eines russischen Malers als wundertätig ausgestellt wurde, welches Luk. 1, 41 so darstellt, daß das Kind Johannes im Mutterleib Geige spielt. (Nach der russischen Übersetzung „spielte das Kind in ihrem Leibe“.) Gewiß hat der Maler

[1]) Er legte nur dem in Athen und dem auf dem evangelischen Friedhof in Meran einige Bedeutung in Beziehung der Wahrhaftigkeit bei.

[2]) Was ja bei der Kreuzigung wahr und biblisch ist.

der Lukas 1, 41 so zeichnet, nach der Auffassung seiner Kirche gearbeitet und darum ganz ideal und naiv geschildert, und doch erscheint dieses Bild nicht nur dem wahrhaft Gläubigen, sondern jedem denkenden Menschen als Karrikatur der Religion. — Was aber hier so drastisch zu Tage tritt, empfindet der gefühlvolle Christ des öftern, wenn er idealisierte Bilder aus der heiligen Geschichte sieht. Vielleicht kommt einmal, wie Lamprecht ja prophezeit, die Zeit, wo auch die religiöse Kunst sich losmacht von Tradition und uns den Heiland schildert, wie er strebte, lebte und litt. Das letztere hat Gay ja schon getan und ist dabei auch im gewissen Sinn Märtyrer seiner Wahrheitsliebe geworden. — —

Wenn man aber sieht, wie Jesus in deutsche Bauernhäuser auf Bildern seinen Einzug hält, braucht einen das nicht zu wundern, will man doch die ganze Person Jesu als einen Germanen hinstellen. Wenn die Geistesströmung gewisser Kreise ihn zum Germanen macht, so ist es selbstredend, daß auch gewisse Kunstrichtungen, sich dieser Strömung anpassend, erklären: „Nur so kann der Deutsche ihn verstehen."

Ich glaube damit es bewenden zu lassen. Nur soviel wollte ich feststellen, daß 1. die Frage des Briefschreibers berechtigt war und ist, 2. sich auch in Künstlerkreisen diese Ansicht findet, aber leider, da der Künstler doch im gewissen Sinn an Strömungen der Zeit und an das Publikum sich gebunden fühlt, nicht durchdringen kann. Wie es Gay erging, würde es heute noch manchem ergehen, der die Tradition bricht.

Jedenfalls muß zugegeben werden, daß auch ein idealisiertes Bild des Herrn ein Ansporn sein kann, darnach zu ringen, den Heiland in seiner wahren Gestalt zu erkennen und ihm nachzufolgen.

Gerade Richard Wagner sagt in Bezug auf die Kreuzigungsszene: „Der weißbärtige Greis, welcher etwa als Vater segnend auf seinen Sohn aus den Wolken herab blickte, wollte, auch von meisterhafter Künstlerhand dargestellt, der gläubigen Seele nicht viel sagen; während der leidende Gott am Kreuz, das Haupt voll Blut und Wunden, selbst in der rohesten künstlerischen Wiedergebung noch jederzeit uns mit schwärmerischer Regung erfüllt." [1])

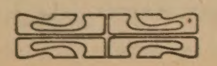
Aber nicht zur schwärmerischen Regung, sondern zur Hingabe und Nachfolge soll uns die religiöse Kunst anregen. Das kann sie nur, je realer sie Jesu Leben und Tod schildert. „Ecce homo", so las Graf Zinzendorf einst, als er einen unscheinbaren Christuskopf mit der Dornenkrone sah, das war ihm der Anstoß zu seinem religiösen Leben und gesegneten Wirken, und unter das Bild schrieb er: „Das tat ich für dich, was tust du für mich?"

„Ecce homo", so sollte jedes Christusbild, besonders das des leidenden Christus, uns zurufen, das wäre besser als Gefühle und Stimmungen, das wird aber erst dann sein, wenn wir möglichst wahre, an biblische Berichte anlehnende Darstellungen haben.

C. v. Schmidtz-Hofmann.

---

[1]) Bayreuther Blätter 1880, Seite 273. Vergl. m. Schrift: R. Wagner und das Christentum. 2. Aufl. Leipzig, Th. Thomas. Seite 5. (Preis 40 Pf.)



Das Schöpfungsproblem gelöst?

Motto: „Kein Prinzip bleibt über eine stets beschränkte Zeitfrist hinaus wahr." Montaigne.

Die Entwickelung der organischen Welt, mithin auch die des Menschengeschlechts, ist in erster Linie abhängig von derjenigen der Erdoberfläche, sowie von den auf derselben herrschenden Gesetzen, nach denen die tropfbarflüssigen, luftförmigen und Wärmeelemente wirkten. Über die Wichtigkeit dieses Milieus dürfte wohl keine Meinungsverschiedenheit herrschen, wohl aber herrscht sie leider noch über Natur und Wirkung der hauptsächlichsten hierbei in Frage kommenden Gesetze.

Nach der jetzt ziemlich allgemein herrschenden Ansicht der Fachgelehrten haben diese Gesetze, mit geringen Abweichungen der Intensität, seit Bildung der Erstarrungskruste genau so gewirkt wie heute. Die Organismen haben sich aus zufällig entstandenen, einfachen Zellen im Kampfe ums Dasein und durch natürliche Zuchtwahl im Laufe von Jahrmillionen entwickelt. Die Formen der starren Erdkruste sind durch strahlende Abkühlung und Schrumpfung des Erdkerns entstanden. Allgemeine Katastrophen gab es nicht. Die Entwickelung der Lebewesen war eine mechanische, ohne innere Zielstrebigkeit, es liegt ihr kein wohldurchdachter Schöpfungsplan zu Grunde.

Sehen wir uns daraufhin einige der wichtigsten Forschungsresultate auf dem Gebiet der sicher beglaubigten Veränderungen der Erdoberfläche während der nacheiszeitlichen und historischen Zeit an. Herr Prof. Dr. Alex. Supan, einer der besten, scharfsinnigsten und umfassendsten Kenner der Forschung auf dem Gebiet der physischen Erdkunde, sagt in seinen Grundzügen derselben auf Seite 663 der dritten Auflage: „Die Seen gehören zu den vergänglichsten Reizen einer Landschaft. Indem sich der Abfluß immer tiefer einschneidet, droht ihnen allmähliche Entleerung. . . . Mit unheimlicher Schnelligkeit gehen besonders die Seen der Trockengebiete an Abzehrung zu Grunde." In Turkestan und Westsibirien, in Afrika und Australien, auf den Hochländern der Felsengebirge von Amerika lassen sich diese Veränderungen in der geschichtlichen Zeit verfolgen. Die Wüste Sahara ist sicher erst in historischer Zeit ausgetrocknet, Tschad- und Ngami-See verschwinden unter unseren Augen. (S. d. Aufsatz von Professor Theob. Fischer in Petermanns Mitteil. 1883, p. 1.) Aber auch in den niederschlagsreichen Gebieten der Erde macht sich eine Abnahme der fließenden und stehenden Gewässer bemerklich. Überall finden sich Spuren höheren Wasserstandes aus der jüngsten Vergangenheit. Auch in Thüringen sind seit einigen Menschenaltern zahlreiche Seen verschwunden, ich erinnere nur an den ansehnlichen Schwansee, 12 Kilometer nördlich von Erfurt. Die Ursache liegt teils in der zunehmenden Ausfurchung der Flußbetten. Die Meteorwässer suchen sich den kürzesten Weg zum Meer zu bahnen, sie bewirken eine natürliche Drainage, der Abfluß wird immer schneller. Auch durch die Ablagerung von Geschiebelasten im stehenden Wasser, transportiert durch deren Zuflüsse, wird die Existenz der Seen gefährdet. In Tirol sind auf diese Weise innerhalb eines Jahrhunderts 118 Seen verschwunden. Da das Klima der meisten Festländer gewissen Schwankungen von

kürzerer Dauer (etwa 35 Jahre) unterworfen ist, so kann es nicht auffallen, daß der Austrocknungsprozeß zeitweise Unterbrechungen erleidet, ja sogar in das Gegenteil umschlägt. Während der Spiegel des Aral-Sees von 1848—1880 jährlich um 7 Zentimeter sank, ist er seitdem um 2 Meter gestiegen. Derartige Fälle sind aber ganz vereinzelt und vorübergehend, sie verschwinden gegenüber den Anzeichen einer allgemeinen Austrocknung. Das Schwinden der Seen vermindert die Niederschläge und diese Verminderung beschleunigt wiederum den Austrocknungsprozeß. Gewiß hat dazu auch die Entwaldung beigetragen, aber die Ursache war sie nicht, denn wo die Niederschlagsbedingungen günstig sind, findet Naturselbstaufforstung statt.

Gleichzeitig mit dieser Austrocknung wird ein allgemeines Schrumpfen der Gletscher beobachtet, die heutigen Felder ewigen Schnees und Eises sind nur kümmerliche Reste aus der letzten Eiszeit. Die Eiszeiten, deren es sicher mindestens zwei gegeben hat, waren allen Anzeichen nach durch eine der Gegenwart ähnliche Trockenperiode von einander getrennt. Nach Prof. Supan werden die Interglazialzeiten jetzt vielfach als Trockenperioden aufgefaßt, die selbst Mitteleuropa in Steppen umschufen. Schlagende Beweise gibt es ferner für die Gleichzeitigkeit der Pluvial-(niederschlagsreichen) und Eisperioden in den hinterlassenen Spuren, sowie in den gegenwärtig zu beobachtenden Tatsachen. In dem ozeanisch gelegenen Neuseeland reichen die Gletscher unter subtropischer Breite bis ans Meer herab, während die hohen Gebirge in der Nähe des sibirischen Kältepols gletscherarm sind.

Alle Versuche, diese geologischen Klimaperioden mit ihren kolossalen Schwankungen zu erklären, sind bisher gescheitert, weil man ihre Ursache meist in kosmischen Wärmeschwankungen suchte und die Austrocknung als deren Folge betrachtete. Sollte nicht der umgekehrte Weg zum Ziele führen? Sollte nicht vielleicht die zunehmende Erosion und natürlich-mechanische Drainage die Ursache der Klimaänderung im Sinne einer Antieisperiode sein? Theoretisch unanfechtbar muß ein weitverbreitetes Schwinden fließender und stehender Gewässer von großer Ausdehnung eine beträchtliche Abnahme der Verdunstungsmasse zur Folge haben, mithin des Feuchtigkeitsgehaltes der Luft. Wenn diese Abnahme in der kurzen Zeit, aus der uns genaue Messungen in niederschlagsreichen Gebieten vorliegen, nicht nachweisbar ist, so hat sie doch unzweifelhaft in der Gesamtmasse der Lufthülle stattgefunden und im Innern der Kontinente oder in Regenschattengebieten bedeutende Dimensionen erreicht.

Eine weitere Ursache der kontinentalen Austrocknung dürfte in der säkularen Erhebung weiter Länderstrecken, wie Skandinavien, Nordrußland und Nordsibirien, zu suchen sein. Das Aufsteigen der Küsten kann nicht durch entsprechende Senkungen der Hinterländer ausgeglichen sein, ja nicht einmal durch Senkungen anderer Festlandteile, denn wir beobachten keine Zunahme von Seen und Sümpfen, keine Rückverwandlung von Wüsten in Steppen, Steppen in Waldland, Wald in Sumpfland in auch nur annäherndem Umfang wie das Umgekehrte. Die Austrocknungserscheinungen sind so unzweifelhaft überwältigend, daß sie nicht mehr weggeleugnet werden können.[1])

[1]) Siehe den außerordentlich interessanten Vortrag des Prinzen Kropotkin über die Austrocknung Eurasiens im Journal of the Royal Geographical Society 1904, p. 722. Die Einwendungen dagegen von L. Berg, die in Hettners Geogr. Zeitschrift wiedergegeben wurden, sind ganz hinfällig.

Das Tempo der Austrocknung ist ganz unvergleichlich viel rascher als das des säkularen Auftauchens neuen Festlandes aus dem Meeresschoß. Da nun unzweifelhaft Pluvial- oder Eiszeiten mit Kontinental- oder Trockenperioden mehrfach abgewechselt haben, so muß es auch in der Erdgeschichte Perioden gegeben haben, in denen das Gegenteil von dem stattfand, was wir jetzt beobachten, in denen Niederschläge, Seen, Flüsse und Gletscher zunahmen, in denen Steppen und Wüsten auf ein Minimum beschränkt waren, in denen die Senkungen der Erdkruste die Hebungen weitaus übertrafen oder ebenso allgemein überwogen, wie jetzt die Hebungen.

Welches die Ursachen so großartiger Veränderungen waren, können wir natürlich nicht direkt aus gegenwärtigen Beobachtungen auf der Erde ableiten, aber neuerdings hat wieder ein angesehener Geolog der Universität von Kalifornien, namens Le Conte, betont, daß, nach den großen Veränderungen in der Entwickelung des Tierreiches zu schließen, zu Anfang der Eiszeit eine der kritischsten Übergangsperioden von großer Heftigkeit und relativ ruckweiser Wirkung stattgefunden haben müsse.

Die Annahme einer weit verbreiteten unterirdischen Hebekraft würde die Rückkehr zu der Theorie Humboldts von der Reaktion des glühenden Erdinnern gegen die starre Kruste bedeuten. Danach wären Erdbeben und Vulkane doch als Begleiterscheinung der Hebung zu betrachten, womit die neuerdings nachgewiesenen Maxima der Erdbeben bei Neumond, wo die Anziehung von Sonne und Mond in einer Richtung wirken, bei niederem Luftdruck und Ebbe des Meeres gut harmonieren, während diese Tatsachen mit der Schrumpfungstheorie absolut unvereinbar sind. Nach dieser Annahme wäre die Erde als ein einziger Erhebungskrater aufzufassen. Ein Ozean glühender Dämpfe zwischen Erdkern und Kruste hätte die säkulare Hebung der Kontinente und die Aufstauung des Weltmeeres über Polynesien, dem einzigen großen, aber auch nur scheinbaren Senkungsgebiet der Erde bewirkt. Wenn sich aus dieser Hypothese die großen Kontinentalformen, die Faltung der Kettengebirge, die Eiszeiten usw. zwanglos erklären, wie Schreiber dieses in seiner „Exakten Schöpfungsgeschichte" (bei Hartleben in Wien, Preis 4 Mk.) gezeigt zu haben glaubt, so dürfte sich diese Hypothese zu einer wohlbegründeten Theorie entwickeln.

Freilich steht diese Theorie im direkten Gegensatz zur eingangs erwähnten Schrumpfungstheorie. Vergegenwärtigen wir uns doch einmal die Oberflächengestalt der Erde, wie sie aussehen müßte, wenn die Abkühlung unseres Planeten ausschließlich durch allmähliche Wärmestrahlung und Schrumpfung stattgefunden hätte. Danach mußten sich an den Polen die ersten starren Schollen, die ältesten Horste und auch die ersten Ansammlungen von Meerwasser bilden. Dort müßten heute noch, wie immer die stärksten Schrumpfungserscheinungen, Senkungen und Faltung der Kruste zu beobachten sein, die tiefsten, vom Meere bedeckten Depressionen müßten sich dort finden, und die an den polaren Horsten stauenden Kettengebirge müßten in chronologischer Folge konzentrisch um die Pole angeordnet erscheinen. Nun vergleiche man hiermit die tatsächlichen Verhältnisse.

Gerade die rings um den Nordpol gelegenen Länder haben unzweifelhaft in der nacheiszeitlichen Periode die ausgedehntesten Hebungen erfahren. Die Randgebirge

des Großen Ozeans streichen durch alle Klimazonen vorwiegend in der Meridianrichtung, die Ozeanbecken mit ihren tiefsten Gräben, die Kontinente, Hochländer usw. zeigen in ihrer geographischen Lage ungefähr das Gegenteil von einer konzentrisch-symmetrischen Anordnung um die Pole. Auch die wiederholten, ausgedehnten Schwankungen des Weltmeeres bleiben den Schrumpfungstheoretikern ungelöste Rätsel. Es ist schwer verständlich, wie sich eine Theorie so lange halten konnte, die an Unwahrscheinlichkeit so Erkleckliches leistet.

Die ausgedehnten Kontinentalveränderungen, Dislokationen und Transgressionen, welche anzunehmen uns das Studium der Eiszeiten drängt, weisen auf das Gebiet der Morphologie als dasjenige, auf dem die Lösung des Rätsels zu suchen ist.

Mein seit beinahe 50 Jahren ausgeübter Beruf als Kartenzeichner (meine Lernzeit unter Dr. A. Petermann fiel noch z. T. in die Lebzeit von Humboldt und Ritter) gibt mir wohl das Recht eines Urteils über die Morphologie der Erde. Während dieses langen Zeitraums habe ich alle Teile der Erdoberfläche wiederholt nach den besten Originalquellen in fast allen Maßstäben dargestellt, und stets habe ich dabei über die Entstehung der Kettengebirge und Kontinentalformen gegrübelt, nebenbei auch die reichhaltige geologische Literatur der Perthesischen Bibliothek studiert. Als ich in den Jahren 1873—75 zwei speziellere Karten von Teilen der Kordilleren Südamerikas und des Thian-schan bearbeitete, fiel mir die große Ähnlichkeit im einseitigen Bau dieser Antipodengebirge auf, und da kam mir die erste Idee zu meiner Theorie der sphärischen Kraterbecken. Ich gebe hier eine kurze Übersicht derselben.

Die Tatsachen, auf welche sie sich stützt, sind außer den oben angeführten besonders Beobachtungen an anderen in den verschiedensten Entwickelungsstadien begriffenen Gestirnen. Auf der Sonne, dem einzigen Stern ohne Erstarrungskruste, der uns wegen seiner Nähe genauere Beobachtungen gestattet, finden sehr häufig Eruptionen glühenden Wasserstoffes von riesigen Dimensionen und ungeheurer Explosionskraft (einige 100 000 km in einigen Sekunden), Protuberanzen genannt, statt. Die aus dem Innern dringenden Gasmassen sind enorm. Auch bei Weltkörpern mit zusammenhängender Erstarrungskruste hat man zuweilen ein plötzliches Aufleuchten beobachtet und als Ursache davon Eruptionen glühenden Wasserstoffes spektralanalytisch festgestellt. Die Seltenheit derartiger Beobachtungen erklärt sich aus der großen Entfernung aller anderen Sonnensysteme, so daß wir derartige Vorgänge auf deren Planeten nur in seltenen Fällen wahrzunehmen vermögen. Aber selbst bei der geringen Anzahl der für uns sichtbaren Planeten wurde doch auf einem derselben, dem Jupiter, die plötzliche Bildung eines großen roten Fleckens beobachtet, die offenbar ebenfalls auf eine riesige Gasexplosion und ein teilweises Einschmelzen der auf den glühenden Kern sinkenden Kruste zurückzuführen sein dürfte. Auf unserem bereits fast erkalteten Mond sind in den zahlreichen großen und kleinen Ringgebirgen parallelfaltenartig aufgebaute Randgebirge von blasenartigen Erhebungen zu erblicken, welche sich bildeten beim Zurücksinken der gewaltsam ausgedehnten Kruste nach erfolgter Explosion und Entleerung.

Und nun betrachten wir das Antlitz unserer Mutter Erde.

Da macht zunächst das Becken des Großen Ozeans mit seinen ringförmigen

Randgebirgen, den Felsengebirgen und Kordilleren von Amerika und den ostasiatischen Inselreihen den Eindruck eines riesigen, ausgebrannten Kraterbeckens, und wenn man sich die Meeresbedeckung wegdenkt, so erscheinen die ostasiatischen Meeresbuchten mit den vorliegenden Kettengebirgen (Inselreihen) gewissermaßen als ein Halbkranz von Nebenkratern, dem auf der Ostseite nur die Zentralamerikanischen Binnenmeeresbecken gegenüberstehen. Vollständig rätselhaft aber bleibt noch die östliche Erdfeste mit ihrer westöstlich von Gibraltar bis Kamtschatka streichenden Gebirgsaxe. Im Bau dieser großen Kettengebirge zeigt sich eine bemerkenswerte Einseitigkeit, welche schon auf guten Generalkarten erkennbar ist. Auf der äußeren oder aufgestauten Seite dieser Gebirge lagern einige niedere unter sich und mit der Hauptkette parallel streichende Ketten vor, die Innenseite ist durch einen großen unregelmäßigen Abfall charakterisiert, das dahinter liegende Tiefland erscheint abgesunken. Aus dem Studium guter Terrainkarten ergibt sich nun, daß die nördlichen Ketten der großen Axe, wie Pyrenäen, Alpen, Karpathen, Balkan, Kaukasus, Thian-schan nach Norden, die südlichen, wie Atlas, Suliman-Kette, Himalaya 2c. nach Süden aufgestaut wurden. Das Ganze macht den Eindruck, als ob diese Gebirge ursprünglich auch eine dem Ring des Großen Ozeanbeckens ähnliche, annähernd kreisförmige Lage eingenommen hätten und erst später durch riesige Querfalten, die sich z. B. in dem großen Meerbusen von Guinea, des Roten Meeres, von Arabien und Bengalen markieren, verbogen wurden, als ob die Becken des Mittelmeeres, von Iran, Ost-Turkestan und Gobi kümmerliche Reste eines dem Stillen Ozean ähnlichen östlichen Hemisphärenbeckens wären, und es drängt sich uns sofort die Frage nach der Ursache dieser kolossalen Dislokationen und Transgressionen auf. Für die Entstehung der Ringgebirge mit ihrem nach außen aufgestauten, nach innen eingesunkenen Bau, bildet zunächst offenbar die Annahme von Erhebungskratern, deren allmählich durch Ansammlung glühender Gase gewaltsam ausgedehnte Kruste nach der Eruption auf den Erdkern zurücksank und infolge ihrer Ausdehnung gezwungen war, sich an ihren Rändern in ringförmige Parallelfalten zu werfen, die nächstliegende natürlichste Erklärung, zumal diese Annahme mit Beobachtungen von Tatsachen und Spuren solcher auf anderen Weltkörpern, wie wir gesehen haben, in völligem Einklang steht.

Nimmt man ferner an, der östliche Hemisphärenkrater sei der größere gewesen, so mußte hier die Abkühlung langsamer vor sich gehen als auf dem westlichen, hier mußte die Kruste stärker sein, also den hebenden Gasen größeren Widerstand entgegensetzen. Diese sammelten sich vorwiegend unter der Mitte der östlichen Halbkugel, hoben aber auch die westliche teilweise mit. Die Eruptionen fanden aber an der dünnsten Krustenstelle der östlichen, also in der Mitte des Kraterbodens statt. Die Erhebung hatte so weit über die Ränder des östlichen Kraterbeckens hinausgegriffen, daß sich die entleerte Kruste beim Niedersinken nicht mehr in ringförmige, sondern in riesige Querfalten warf, durch welche die Ringgebirge des östlichen Kraterrandes arg verbogen wurden. Die weitere Ausführung und Begründung dieser Hypothese würde hier zu weit führen und verweise ich die Interessenten auf meine oben angeführte „Exakte Schöpfungsgeschichte“ nebst Karten und Abbildungen, hier mögen nur noch kurz die Wirkungen der Katastrophen erwähnt werden.

Wenn sich ein Krater von der Größe einer Erdhalbkugel allmählich hebt, dessen Zentrum in der Nähe des Äquators liegt, so wird das Weltmeer an die Pole und auf die andere Hemisphäre verdrängt, resp. dort aufgestaut. Nach erfolgter Eruption und dem Entweichen der hebenden Dämpfe wird die hohle Kruste auf den Erdkern zurückstürzen. Der ganze Kraterboden wird zum tiefen Becken und das Weltmeer wird katastrophenartig dieses Becken überfluten. Dadurch wird das andere Hemisphärenbecken entlastet, die inzwischen hier unterirdisch angesammelten Dämpfe haben leichteres Spiel, die Kruste zu heben, besonders da diejenigen der anderen Halbkugel auf längere Zeit erschöpft sind, also das dort angesammelte Meer nicht verdrängen können. So kam es, daß die Eruptionen der beiden Hemisphärenkrater nicht gleichzeitig, sondern abwechselnd stattfanden und daß niemals eine Meeresbedeckung der ganzen Erdoberfläche längere Zeit anhielt. Nur einmal, zur Steinkohlenperiode, wäre dieser Fall in der vortertiären Zeit eingetreten, wenn sich die Spuren einer damaligen Eiszeit bewähren sollten.

Erst als in der nachtertiären Zeit sich die Erhebungen gleichzeitig auf etwa ³/₄ der Erdoberfläche erstreckten, wobei das Weltmeer auf das Becken des Großen Ozeans und an den Südpol verdrängt war, als die Gasansammlungen beider Halbkugeln gleichzeitig durch die östliche Krateröffnung entwichen, wurde die Meeresbedeckung nach dem Niedersinken der Kruste so ausgedehnt und anhaltend, daß Eiszeiten entstehen konnten. Die gewaltigen Springfluten, welche so plötzliche Kontinentalstürze im Gefolge haben mußten, reichten wohl bis über die meisten hohen Gebirge der Erde und ließen in allen Tälern, Hoch- und Tiefländern ausgedehnte und zahlreiche Seen und Sümpfe zurück, deren Verdunstung das Klima noch maritimer gestalteten. Meeresbedeckung, Seen und Sümpfe waren damals so ausgedehnt, daß es wohl nur wenig Land gegeben haben dürfte, welchem die Sonne erschien. Nebel und dicke Wolkenschichten verhinderten viele Jahrhunderte lang die Insolation der unteren Luftschichten fast gänzlich. Die immensen Wasserstofferhalationen während der Explosion vermehrten die Niederschläge ins Ungemessene. Das waren die Ursachen der Eiszeiten. Bei Lösung der Eiszeitfrage sind folgende Hauptpunkte zu berücksichtigen.

1. Die Eiszeiten waren einheitlich (gleichzeitig) über die ganze Erde verbreitet, die Theorie Crolls von den abwechselnden Hemisphärenvereisungen ist hinfällig.

2. Eine kosmische oder durch vermehrten Kohlensäuregehalt der Luft verursachte Temperaturerniedrigung der unteren Luftschichten auf der ganzen Erde um einige Grade würde, bei der heutigen Verteilung von Land, Meer und Binnenwassern, höchstens einen schwachen Vorstoß der Gletscher der gemäßigten und warmen Zonen mit maritimem Klima zur Folge haben. Die allgemeine Wasserverdunstung auf der Erde würde sich aber verringern, und in kalten, kontinentalen und Hochgebirgsregionen würden sich die Niederschläge vermindern. Der Thian-schan z. B. würde niemals eine Eiszeit erhalten. Die Eiszeit brauchte aber zu ihrer Entstehung geradezu kolossale Massen von Niederschlägen und eine das ganze Jahr hindurch nicht weit von 0°, weder über noch unter, entfernte Temperatur bei immer bedecktem Himmel, kurz ein extrem maritimes Klima. In allen kontinentalen Klimazonen würde eine Er-

niedrigung der Temperatur die etwa noch vorhandenen Gletscher verschwinden machen. Trockenheit und Sonnenschein sind die Todfeinde der Gletscher. Nur wenn wir eine kolossal viel größere Bedeckung aller heutigen Kontinente mit Seen, Sümpfen und breiten Strömen annehmen, wofür Spuren auf der ganzen Erde deutlich sprechen, haben wir die genügende Verdunstungsmasse zur Erklärung der Eiszeiten. Eine Wiederbedeckung der Kontinente mit Seen, Strömen, Sümpfen und Wäldern wie zur Eiszeit durch irgend welche allgemeine Temperaturänderung hervorzurufen, ist ganz undenkbar, sie konnte nur aus Boden- und Meeresbewegungen auf der Erde selbst, also aus mechanisch-terrestrischen Ursachen hervorgehen.

Der Einfluß, welchen die Eruptionen mit ihren riesenhaften Exhalationen glühender Dämpfe und ihren sie begleitenden Weltfluten, besonders in den jüngeren Stadien unseres Planeten, wo die Kruste beim Zurücksinken auf den glühenden Erdkern z. T. wieder einschmolz und unmittelbar darauf von einem tiefen, heftig aufkochenden Weltmeer bedeckt wurde, auf die Entstehung und Entwickelung der organischen Welt haben mußte, war jedenfalls ganz bedeutend. Die Kraterbecken waren die Brutretorten der Organismen. Diejenigen derselben, welche sich fast immer in den Polarmeeren aufhielten und daher wenig von den Katastrophen berührt wurden, blieben auf niederen Stufen der Entwickelung, tausende von hochentwickelten Arten gingen unter; die wenig überlebenden aber entwickelten sich, sei es durch die Veränderung der Zusammensetzung von Luft, Wasser und Erde, durch welche den Organismen neue Stoffe zugeführt wurden, sei es endlich durch den Einfluß der plötzlichen Temperaturwechsel auf Keime und tragende Muttertiere — die überlebenden, sage ich, entwickelten sich zu höheren Stufen. Vielleicht stammen die kleinen Tiere und Pflanzen aus den Nebenkratern, die größeren aus den Hemisphärenbecken. Jedenfalls fiel die Entwickelung der größten Landtiere wie des Mammut mit den prä- und interglazialen Kontinentalperioden zusammen, in denen Europa mit Nordamerika und Afrika, dieses mit Südamerika und Indien durch große Festländer verbunden waren.

Für den Untergang des Mammuts aber, dessen zahlreiche Überreste z. T. mit vollständiger Erhaltung der Weichteile tief eingebettet in dem gefrorenen Lehmboden Sibiriens liegen, gibt es heute noch keine bessere Erklärung als die des Vaters der Paläontologie Cuviers, d. i. ihr Transport durch eine große Flut in die arktischen Regionen, wo sie unmittelbar darauf einfroren, um erst nach Jahrzehntausenden z. T. wieder aufzutauen. Das war dieselbe Flut, von der uns die alten Überlieferungen aller Kulturvölker erzählen, und welche auch die Atlantis in einer Nacht verschlang. (Siehe „The Mammoth and the Flood“ by Henry H. Howorth, London, Sampson Low & Rivington, 188 Fleet Street, und „Die Atlantis“, Leipzig, Siegbert Schnurpfeil.) Ja, man kann heute noch frische Mammutschnitzel aus Sibirien bekommen, freilich ein äußerst schwer verdauliches Gericht für Uniformisten.

Nach modernen geologischen Autoritäten sollen die Mammute in Nordsibirien unter ähnlichem Klima wie heute dort gelebt und in Gletscherspalten gestürzt sein. Da frage ich, wer hat je erlebt, daß Elefanten Gletschertouren machen? Wahrlich, die modernen Naturforscher haben keine Ursache, religiösen Wunderglauben und

Dogma zu verspotten, sie haben auch ihre Ammenmärchen und ihr Dogma ist Lyells Uniformitätsglaube. Dieser hat gewiß große Vorteile bezüglich sicherer Schlußfolgerungen, das darf einen aber nicht blind machen für die Fälle, in denen er versagt. Es wäre ja recht bequem, wenn sich die Gesetze der Schöpfung aus den engbegrenzten, uns gewissermaßen vor der Nase liegenden Tatsachen erforschen ließen, aber so billig ist uns die Lösung des höchsten Problems von der Vorsehung nicht beschieden. Die Natur arbeitet nicht nach engbegrenzter schablonenhafter Uniformität, wer sie erkennen will, muß seinen Blick gleichzeitig in die fernsten Weiten und Tiefen von Raum und Zeit tauchen und alle Einzelerkenntnisse in ein einfaches, harmonisches System bringen. Das ist die Methode unserer Klassiker Humboldt, Cuvier, v. Buch ꝛc., welche leider so lange schon durch Lyells Irrlehre verdrängt wurde.

Unsere Gegner sagen, es gibt keine geologischen Zeugnisse für eine Diluvialflut. Hier sei nur noch auf eines dieser Zeugnisse verwiesen. So sicher Endmoränen aus der Eiszeit nördlich der Elbe nachgewiesen sind, so sicher fehlt jede Spur davon an der Südgrenze der nordischen Geschiebe durch ganz Europa. Diese Geschiebe südlich der Moränen sind nach ihrer Anordnung sicher aus Wasser abgesetzt,[1] dagegen fehlen wieder Spuren einer anhaltenden Meeresbedeckung daselbst, diese Bedeckung muß also vorübergehend, springflutartig gewesen sein.

Man hat uns den Vorwurf der Spekulation gemacht. Nun, der Spekulation im richtigen Sinne kann die Wissenschaft niemals entbehren. Wenn aber ein Prinzip, wie dasjenige Lyells, welches die Grundlage des Darwinismus bildet, zu so wüsten Spekulationen führt, wie teilweise diejenigen des Prof. E. Haeckel, so muß in dieser Grundlage ein gewaltiger Fehler stecken.

Ein großes harmonisches Naturgesetz tritt uns dagegen in der exakten Schöpfungsgeschichte entgegen, welches zugleich den Protuberanzen der Sonne, den Oberflächenformen der Planeten und Monde, der Bildung und Entwickelung von Lebenskeimen, sowie der Entstehung der Arten zu Grunde liegt, ja sogar auch die Ursache der Eiszeiten bildet. Es ist das Gesetz der Sphärenkrater oder Blasenbildung. Die gewaltigen Katastrophen in der Entwickelung unseres Planeten erscheinen gewissermaßen als seine Geburtswehen. Der Makrokosmos spiegelt sich in Mikrokosmos. Dieselbe Symmetrie und Dualität im Bau der Weltkörper herrscht auch in dem der Keimzellen wie in dem Bau der fertigen Organismen, in den beiden Geschlechtern wie im Menschenhirn mit seinen geistigen Produkten. Wenn es einen Zusammenhang gibt zwischen der Entwickelung der Weltkörper und den von ihnen erzeugten Lebewesen, so müssen auch die Katastrophen der letzteren ein Analogon in der Erdgeschichte haben. Oder sind die Begattung, Geburt, das Durchbrechen des Cocons durch den sich entpuppenden Schmetterling, oder endlich der Tod keine Katastrophen von allgemeiner Wirkung auf das Individuum? Haben wir nicht auch in der Entwickelung der Keime, oder z. B. in dem Eintritt der Geschlechtsreife ruckweise Fortschritte, die aus dem Rahmen der gleichmäßig-allmählichen Fortbildung sehr wesentlich heraustreten?

---

[1] Siehe das letzte Kapitel von Howorth: The Glacial Nightmare und Prestwich: On the evidence of a Submergence of W. Europe. (Philosophic. Transact. vol. 184.)

Werfen wir zum Schluß einen Blick auf die Zukunft unserer Mutter Erde. Nach dem Tempo der säkularen Hebungen und der gegenwärtigen Form der Erdkruste scheint eine abermalige Weltkatastrophe ausgeschlossen. Die Reaktionskraft des Erdinneren erscheint zu schwach gegenüber der stärker gewordenen Kruste, um eine abermalige Sprengung derselben zu bewirken. Die biblische Verheißung, nach der die noachische Flut die letzte sein solle, und von da ab nicht aufhören werde Tag und Nacht, Sommer und Winter, Frost und Hitze, so lange die Erde steht, dürfte in Erfüllung gehen. Wohl aber dürfte die unterirdische Hebekraft noch ausreichen, um in den nächsten Jahrtausenden eine weitere beträchtliche Ausdehnung der Erdkruste zu bewirken. Wenn auch nicht alle submarinen Kontinentalsockel trocken gelegt werden, so gehört doch eine zukünftige Landverbindung zwischen den britischen Inseln und dem europäischen Festland ebensowenig in das Bereich der Unmöglichkeit wie die Austrocknung der Ostsee und das Kaspischen Meeres.

Eins aber dürfte aus alledem mit Sicherheit hervorgehen: Ein blinder Zufall war es nicht, der die Lebewesen schuf, sondern ihrer Entstehung und Entwickelung liegt ein wunderbar vorausberechnender Schöpfungsplan zu Grunde.

„Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten.“

Der Schöpfer gebrauchte bei seinem Werk nicht die kleinen, unschönen Mittel, wie Kampf ums Dasein und natürliche Zuchtwahl, die Schöpfung geschah, ebenso wie bei der Entstehung des Individuums unbewußt seitens des Geschöpfes. In welch imposanter Größe erscheint uns jetzt der Mosaische Schöpfungsbericht! Die sechs Tage sollen scharf durch Katastrophen abgegrenzte große Perioden symbolisieren, die Reihenfolge der Schöpfungen harmoniert im großen und ganzen mit den geologischen Forschungsresultaten, die letzte Katastrophe war die Sündflut. Ja, der große Prophet des Alten Testamentes ist in der Hauptsache der Wahrheit doch näher gekommen als Darwin. Nicht dessen Totengräber sind wir, denn er lebt ja noch in seinen Anhängern, wohl aber die Töter des Drachens Darwinismus mit samt seinen Geschwistern Monismus und Materialismus wollen wir werden und glauben damit der Menschheit einen guten Dienst zu leisten.

Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen,
Die alternde Vernunft erfand —
Lag im Symbol des Schönen und des Großen
Voraus geoffenbart dem kindlichen Verstand.

H. Habenicht.



Die neuesten Ausgrabungen in Palästina und ihr Ertrag für die kananitische Religion.

II. Der Ertrag der Ausgrabungen für die kananitische Religion.

1. Die Heiligtümer.

Die gottesdienstliche Stätte zu den Zeiten der Kananiter war die „Höhe“; der Gottesdienst war Höhendienst. Die Einrichtung dieser altkananitischen Heiligtümer war uns bisher im einzelnen unbekannt; erst die Funde von Ta'annek und namentlich von Geser lassen uns die Anlage und Bestimmung derselben erkennen.

An dem nördlichsten Ausgrabungspunkt von Geser fand sich eine große Anhöhe mit allem Zubehör, das dem kananitischen Kult diente, dem Altar, den Opfersäulen oder Masseben, der Aschera und der heiligen Höhle. Alle diese Stücke sind uns bereits aus der Bibel bekannt; so heißt es z. B. von dem abgöttischen König Manasse (2. Kön. 21, 3): Er baute die Höhen wieder auf, die sein Vater Hiskia zerstört hatte, errichtete Altäre für den Baal und fertigte eine Aschera." Aber erst durch die neuen Funde sind die Begriffe zu lebendiger Anschauung erhoben worden.

Der Altar war nach den Nachrichten über die ältesten Formen des Gottesdienstes von der größten Einfachheit, eine Anhäufung unbehauener Steine (2. Mose 20, 25) oder eine Aufschüttung von Erde (2. Mose 20, 24); auch wohl einfach ein beliebiger Steinblock, wie Saul ihn nach dem Sieg über die Philister zum Opfer erwählt (1. Sam. 14, 33—35: „Das ist der erste Altar, den Saul Jahwe errichtete“). Vielleicht ist daher die irdene Bank mit den eingebetteten Menschenschädeln, die auf der Höhe von Geser gefunden wurde, als Altar zu deuten, während in Ta'annek und Mutesellim je ein ausgesprochener großer Felsaltar freigelegt wurde. Der zu Tell el Mutesellim wies zahlreiche runde und ovale Löcher oder Schalen auf, die offenbar für Libationen und Opferungen bestimmt waren; der auf Tell Ta'annek war mit einer eingehauenen Stufe versehen, wie sie in Israel durch 2. Mose 20, 26 verboten war. Der Grund dieses seltsamen Verbotes ist nach dieser Stelle in der Wohlanständigkeit zu suchen; er wird einleuchtender, wenn man die Höhe der in den Fels geschlagenen Stufe in Betracht zieht. Späterhin wurde der Opferaltar, wie ein Fund in Tell el Mutesellim zeigt, aus drei senkrechten Blöcken und einem wagerechten Deckstein in einer ausgemauerten Grube aufgebaut. Keiner der Steine war von einem Werkzeug berührt, wodurch der Altar nach der Auffassung des mosaischen Gesetzes (2. Mose 20, 25) entweiht worden wäre. Der gepflasterte Boden der Grube neigte sich einer behauenen Basaltschale zu, die wohl zur Aufnahme des Opferblutes diente.

In Ta'annek wurde außerdem noch ein Räucheraltar aus der israelitischen Zeit gefunden, der aus derselben Tonmasse wie die irdene Bank zu Geser gefertigt ist, im übrigen aber unter den bisherigen Funden ganz einzig in seiner Art dasteht und deshalb eine besondere Beachtung verdient. Er hat die Gestalt einer vierkantigen abgestumpften Pyramide, ist fast einen Meter hoch, beweglich und nach demselben

Prinzip konstruiert, das wir noch heute in der Anlage der im Libanon gebräuchlichen orientalischen Backöfen wiederfinden. In dem hohlen Innenraum glüht das Altarfeuer, das durch Zuglöcher in den Wänden im Gange erhalten wird; es wird gleichsam gehütet durch die auf den beiden Seiten in Relief dargestellten Löwen und Mischwesen. Diese geflügelten Wesen mit Menschenkopf und Tierleib erinnern lebhabt an die Gestalten, welche in den Visionen des Hesekiel (1, 13; 10, 2) das göttliche Opferfeuer bewachen: offenbar sind hier wie dort die Cherube gemeint, welche stets in der Schrift in der Umgebung des lebendigen Gottes auftreten. Der Altar gibt uns demnach einen Anhalt, wie man sich in israelitischen Kreisen diese Lebewesen dachte, wobei aber nicht zu übersehen ist, daß die Erscheinungsform derselben von 1. Mose 3 bis zur Offenbarung Johannis sich oft wandelt. Im übrigen verrät auch dieser Altar den Einfluß der Religionsmengerei in allerlei mythologischen Emblemen, wie dem Schlangenwürger, dem Lebensbaum mit den Steinböcken, dem Widderhorn. Allerdings bleibt sehr zweifelhaft, wie weit die ursprüngliche religiöse Bedeutung noch durch die dekorative Verwendung hindurchschimmert. Sellin setzt den Altar unter allem Vorbehalt in die Zeit nach der Zerstörung des Nordreiches (732), wo die Besiedelung des Landes mit heidnischen Kolonisten das Gebilde der israelitisch-samaritanischen Mischreligion erzeugte.

Doch wir kehren zu unserer „Höhe" zurück. Nicht erst unter Manasse, sondern schon zu Rehabeams Zeit, nach Salomos Tode, heißt es von Juda (1. Kön. 14, 23, vergl. 2. Kön. 17, 10): „Sie errichteten sich Höhen und Malsteine auf jedem hohen Hügel und unter jedem grünen Baume." Solche Malsteine oder Opfersäulen, hebräisch Masseben genannt, sind überall, wo gegraben worden ist, in großer Zahl und mannigfacher Form gefunden; die kleineren sind aus schwarzem Basalt, die größeren aus Kalkstein.[1]) Und wenn die letzteren hier und da auch einfach als Monolithe zur Abstützung des Daches oder als Pfeiler zum Tragen der Gewölbe gedient haben mögen, so ist doch im großen und ganzen an ihrer kultischen Bedeutung nicht zu zweifeln. Vielleicht mag die Sache auch an anderen Orten ähnlich liegen, wie Dr. Schumacher hinsichtlich der einen Kultstätte in Megiddo annimmt, die mit zwölf Malsteinen umstellt war: die Säulen haben einst, wohl als Pfeiler, zu der Mauer eines mächtigen Burghofes gehört, sind dann aber in späterer Zeit zur Umfassung der Kultstätte verwendet worden.

Die schönsten und höchsten dieser Säulen stehen in Geser; sie haben recht eigentlich dem Höhenheiligtum seine Berühmtheit gegeben. Zehn unbehauene Säulen, von denen nur zwei abgebrochen sind, ragen in gerader Linie bis zu einer Höhe von drei Metern. Die stärkste können kaum vier Männer umspannen; neben ihr steht die kleinste, die aber zugleich die älteste ist und wohl am heiligsten gehalten wurde, wenn wir die Politur an ihr nach dem Vorgang anderer heiliger Stätten, wie der Grabesplatte in Jerusalem und der Kaaba in Mekka, richtig deuten; wir denken an die Verehrung der Gläubigen durch Küsse. Daß diese Sitte eigentlich eine alt-

---

[1]) Eine besonders schöne, 2,25 m hohe ist in den „Mitteilungen und Nachrichten des Deutschen Palästina-Vereins" von 1905, S. 4, abgebildet; die Arbeiter von Tell el Mutesellim nannten sie el 'amud, d. i. „die Säule" schlechtweg.

heidnische ist, die auch unter den Kananitern im Schwange war und von da nach Israel übergriff, bezeugt die Offenbarung Gottes an Elias auf dem Horeb (1. Kön. 19, 18): „Ich will in Israel Siebentausend übrig bleiben lassen, nämlich alle die Knie, die sich nicht vor Baal gebeugt haben, und jeglichen Mund, der ihn nicht geküßt hat.“ Und auch nach Hosea (13, 2) küssen opfernde Menschen die Götzenbilder.

Die Säulen stehen entweder neben einem Altar, auf dem geopfert wird, und zwar paarweise, zuweilen auch in einer ganzen Säulenstraße; oder sie sind selbst Opfersäulen, und das ist meistens der Fall. Sie tragen dann das kreisrunde Opferloch oben oder auch seitwärts und sind einander paarweise zugekehrt. Diese beiden Arten der Opfersäule ergänzen einander, insofern das obere Schalenloch wohl für die flüssige, das seitliche für feste Spenden bestimmt war, und jenes die männliche, dieses die weibliche Erscheinungsform der Gottheit verkörpern sollte. Zugrunde liegt dem Säulendienst der Steinkult, der den Stein als Repräsentanten der Gottheit faßte, sei es, daß dieselbe — wie anfangs — in ihm wohnend, oder — wie später — zwecks Entgegennahme der Libation in ihn hineinfahrend gedacht wurde. Mit der Verschmelzung der ansässigen und der eingewanderten Bevölkerung sind dann die Säulen oft genug, wie die Scherben, die Schlüssel der palästinischen Archäologie, beweisen, aus dem kananitischen in den israelitischen Kult übergegangen; und es erscheint durchaus begreiflich, daß das Gesetz und die Propheten gegen diesen illegitimen Gottesdienst der „Bergkirchen und Bergaltäre“, wie Luther einmal treffend übersetzt, eifern.

Auf der andern Seite wird derselbe Brauch in den ältesten und alten Zeiten der israelitischen Religion freilich anstandslos geübt. Als der fliehende Jakob im Traum die tröstliche Gotteserscheinung gehabt hat, stellt er am Morgen einen Malstein auf, bringt darauf ein Ölopfer dar und nennt die Stätte Bethel, d. h. Gotteshaus (1. Mose 28, 18). Solche fettige Ölmasse wurde übrigens auch zu Megiddo in der Nähe eines Opferaltars aus einer Ölzisterne ausgehoben, die durch ein Klärbassin mit einer zweiten kleineren, für das Opfer bestimmten Zisterne in Verbindung stand; offenbar diente sie dem kultischen Gebrauch. Ebenso errichtet Mose am Berge Horeb, als er das Volk auf das Gesetzesbuch verpflichtet (2. Mose 24, 4), zur Blutsprengung einen Altar und, nach der Zahl der zwölf Stämme Israels, zwölf Malsteine, wohl als Umgebung der Kultstätte, wie wir es ganz ähnlich und gleichfalls in der Zwölfzahl zu Tell el Mutesellim gefunden haben. Auch Josua stellt nach dem Übergang über den Jordan in Gilgal zum Dank für die göttliche Hilfe nach der Zahl der israelitischen Stämme zwölf Steine auf (Jos. 4, 20). Und der Altar Jahwes, den Elias bei dem Gottesurteil am Karmel aus zwölf Steinen errichtet, ist ebenfalls nichts anderes als ein Malsteinaltar, der mit dem Blut des Farren bestrichen wird (1. Kön. 18, 31 ff.). Selbst die bronzenen Säulen am Eingang der Vorhalle zum salomonischen Tempel, Jachin und Boas, dürften nichts weiter als die Idee der Masseben verkörpern, welche die göttliche Offenbarungsstätte kennzeichnen sollen. Ganz ähnlich hat man auch am Eingang eines phönizischen Tempelmodells auf Cypern zwei isoliert stehende Säulen mit prächtigen Kapitälen gefunden.

Auch die Schriftpropheten kennen die Steinsäule noch. Wenn Hosea (3, 4) strafend das Exil beschreibt, so sagt er: „Die Israeliten sollen einsam sitzen, ohne Könige und ohne Fürsten, ohne Opfer und ohne Malstein, ohne Ephod und ohne Teraphim." Das heißt doch: Israel soll in der Verbannung von allem Gottesdienst und Gottesverkehr, wie er sich an äußere Medien und Handlungen bindet, von dem rechtmäßigen wie von dem illegitimen, abgeschnitten sein; und es steht nur zur Frage, welche der Stücke der Prophet hier als rechtmäßige und welche er als unrechtmäßige bewertet.

Neben der Massebe gehört die Aschera zu den Erfordernissen des kananitischen Kults, wie schon die häufige Zusammenstellung derselben (1. Kön. 14, 23; 2. Kön. 17, 10; 21, 3 u. ö.) beweist. Diese Aschera ist nach der Anschauung des Alten Testaments fraglos ein Baum oder Pfahl, vergl. 5. Mose 16, 21 f.: „Du sollst dir neben den Altar Jahwes, deines Gottes, keine Aschera von irgend welchem Holze einpflanzen und sollst dir keinen Malstein aufrichten, wie ihn Jahwe, dein Gott haßt." Daher kann es nicht befremden, daß Ascheren in Naturgestalt sich nur spärlich erhalten haben; sie sind meist dem Zahn der Zeit zum Opfer gefallen; ihre bildliche Darstellung hat sich, wenigstens bei den Forschungen auf Cypern, auf vielen Siegeln und Gemmen erhalten. Nur auf dem Tell el Mutesellim wurde an einer alten, mit zwölf Masseben umstellten Kultstätte ein solch heiliger Pfahl, wenn auch verkohlt, in natura aufgefunden. Der Holzpfahl war unten mit Feldsteinen ummauert und bildete den unteren Teil eines Baumstammes von 25—30 Zentimeter Durchmesser. Wahrscheinlich wurde er von den Frommen mit Lappen geschmückt und mit Gaben behängt, um sich dadurch bei der Göttin in Erinnerung zu halten und die Erfüllung der Wünsche zu sichern. Vielleicht finden so auch die Goldbleche ihre Erklärung, die man an einem anderen Fundort in der Nähe von verkohlten Holzstücken antraf. Ähnlich bindet ja noch heute der Fellache und Beduine im Lande Tuchfetzen an den „heiligen Baum" oder steckt Fähnchen auf das Weli (das Grabdenkmal) des Heiligen.

Wahrscheinlich standen diese heiligen Baumpfähle, wie das Verbot 5. Mose andeutet und das Gebot an Gideon: „Reiße den Baalsaltar deines Vaters ein und haue die danebenstehende Aschera um" (Richt. 6, 25) bestätigt, zu Verehrungszwecken neben dem Altar aufgerichtet; vielleicht wurden sie hier und da auch auf den Altar aufgesteckt, wofür die runden Löcher auf dem Felsaltar zu Tell el Mutesellim, deren Tiefe (bis 60 cm) neben den flach (bis zu 15 cm) eingehauenen Opferschalen auffällt, sprechen könnten.

Wie es scheint, hat man sich der Aschera auch als Orakel bedient; denn auf der einen der zu Ta'annek gefundenen keilschriftlichen Tontafeln findet sich die Mahnung des Briefschreibers: „Wenn sich der Finger der Aschirat zeigen wird, so möge man es sich einschärfen und befolgen. Und das Zeichen und die Sache berichte mir." Als die ägyptischen Zauberer vor Pharao die Stechmücken nicht hervorbringen konnten, sprachen sie: „Das ist Gottes Finger." So ist bei dem Finger der Aschera wohl, zumal bei der Verbreitung des Baumkultus durch das ganze Altertum, an ein Baumorakel zu denken in der Art, wie Hosea es klagend und anklagend (4, 12) seinen Volksgenossen vorhält: „Mein Volk befragt sein Stück Holz, und sein Stab

gibt ihm Bescheid.“ Unübertrefflich ist ja die Schilderung des Jesaias (44, 13—17), da er in überlegenem Sarkasmus und mit ironischem Behagen die Anfertigung eines solchen Holzbildes ausmalt, wenngleich seine Darstellung uns mehr auf die geschnitzte und gedrechselte Bildsäule hinweist. Aber zu dieser Bildsäule war von dem Holzpfahl nur ein Schritt, den der König Manasse von Juda z. B. getan zu haben scheint. Wenigstens stellte er nach 2. Kön. 21, 7 das Bild der Aschera, das er hat anfertigen lassen (Luther: „einen Haingötzen“), in den Tempel zu Jerusalem. Und nach dem Spruch des Propheten wird Gott alles heidnische Unwesen, wie die Schnitzbilder und die Malsteine, die Ascheren und die Götzenbilder, aus seinem Volke ausrotten (Micha 5, 12).

Luther übersetzt das Wort Aschera mit „Hain“, wodurch dem Bibelleser das Verständnis nicht selten erschwert wird. Z. B. muß er sich wundern, daß Gideon in einer Nacht den Baalsaltar niedergerissen und den Hain neben ihm (d. i. die Aschera oder Holzsäule) umgehauen hat (Richt. 6, 28).

Außer den genannten Kultgegenständen scheint auch die heilige Höhle stets mit dem Höhenheiligtum in Verbindung gestanden zu haben. Daß solche unterirdischen heiligen Höhlen existierten, ist ja von den Heiligtümern in Jerusalem und Mekka bekannt. Macalister, Sellin und Schumacher legten sie sämtlich bei ihren Ausgrabungen frei. Höchstwahrscheinlich haben dieselben in den vorgeschichtlichen Zeiten den Urbewohnern, den Troglodyten, zur Wohnstätte gedient; in der kananitischen Periode waren sie zur Aufnahme des Opferbluts für die in der Höhle vermuteten Götter oder auch zu Orakelstätten bestimmt. Das Opfer wurde, wie die senkrecht bis auf den untersten Boden in den Naturfels gemeißelte Rinne zu Thaanach zeigt, oben auf dem Felsen geschlachtet; als Opferblöcke dienten die beiden flach gehauenen, isoliert über der Höhle stehenden Felsen, von denen die Rinne ihren Ausgangspunkt in die Höhle nimmt.

Die Orakelstimme aber redete, wie es bei Jesaia heißt, „tief drunten vom Boden her“, „daß ihre Stimme der eines Gespenstes aus der Erde glich und ihre Rede aus dem Staube hervorflüsterte“ (Jes. 29, 4). Nach den Funden scheinen immer zwei Höhlen mit einander in Verbindung gestanden zu haben; zu Thaanach fand sich unter der Erde sogar noch ein in den Felsen geschlagener rechteckiger Vorraum, von dem in sechzehn Stufen eine Wendeltreppe mit schön ausgehauenem Portal auf halber Höhe hinabführte. Auch in Megiddo findet sich ein Höhlengemach mit zwei aus dem Fels gehauenen Seitenkammern. In Geser entspricht der Wendeltreppe von Thaanach eine zwischen den beiden Höhlen hergestellte enge und krumme Verbindung, und gerade diese auf verschiedene Weise hergestellte Krümmung erscheint bei der Anlage von besonderer Bedeutung. Sie verhinderte, daß man von dem Vorraum bezw. von der ersten Kammer in den benachbarten Raum schauen und die Vorgänge dort beobachten konnte.

Kam in alter Zeit ein Orakelsucher, so stieg also wohl der Priester mit ihm oder auch allein feierlich die Treppe zur Unterwelt hinab und gab aus der Geheimkammer dem Zurückbleibenden mit eigener Stimme oder durch einen Helfershelfer die Antwort der Gottheit, die dem Abergläubischen in der Tat leicht als „die Stimme

eines Gespenstes aus der Erde" dünken konnte. Macalister erinnert bei der heiligen Höhle an die Umstände, unter denen sich Sauls Besuch bei der Hexe von Endor vollzog (1. Sam. 28, 7—25), und ohne Frage erhellt die Annahme einer solchen Geheimkammer, aus der die betrügerische, aber von Gott in seinen Dienst genommene Antwort der Zauberin erscholl, den mystischen Vorgang, mag man nun mit der alten griechischen Übersetzung an die Bauchrednerkunst der Hexe oder nach anderer Auffassung an einen Helfershelfer in der Nebenkammer denken. Man muß nur beachten, daß von einer eigentlichen Erscheinung Samuels an Saul nicht die Rede sein kann; was mit den Augen wahrgenommen wird, sieht die Beschwörerin oder gibt sie vor zu sehen, und aus ihrer allgemein gehaltenen Beschreibung entnimmt der überreizte Saul die geforderte Anwesenheit Samuels.

Wie sehr sich übrigens die Totenbeschwörung (Nekromantie) trotz Sauls Maßnahme 1. Sam. 28, 3 im Volke wieder eingenistet hatte, zeigt nicht nur die Hexe von Endor, sondern mehr noch Jesaias Strafwort von den flüsternden Toten- und Wahrsagegeistern (Jes. 8, 19) und der Umstand, daß erst Josias die Totenbeschwörer samt den Wahrsagern und Zeichendeutern ausrottet (2. Kön. 23, 24).

Zu einer „Höhe" gehört ferner noch, wie zu jeder größeren Opferanlage, etwas abseits die Opfergrube, wie man es in Geser und Megiddo fand. Sie war mit Menschengebeinen, verkohlten tierischen Knochen von Kühen, Schafen, Ziegen, Hirschen und mit Asche und Holzkohle angefüllt; sie nahm also offenbar den Unrat und Abfall vom Opfer auf. Auch die Grube war (vergl. 2. Mose 20, 25) mit unbehauenen Basaltsteinen eingefaßt.

Schließlich verdienen noch die Opfergeräte, neben der bereits genannten Blutschale vor allem der Opferkessel, Erwähnung, aus dem die gottlosen Söhne Elis mit der dreizinkigen Opfergabel Fleischstücke aufspießten (2. Sam. 2, 14). Seinen Gebrauch verraten Brandspuren und Aschenreste an der dicken Tonwand.

(Schluß folgt.) O. Eberhard.



Über das Endergebnis der Naturforschung.

Schon in der Kindheit unseres Geschlechts hat das menschliche Gemüt geahnt, daß die unendliche Mannigfaltigkeit der Gegenstände und Erscheinungen, die mit den Sinnen wahrgenommen werden, einen andern als zufälligen Ursprung habe und denselben etwas zugrunde liege, was mit dem Auge nicht gesehen, mit dem Ohre nicht gehört werden könne; daß es höhere Gewalten gebe, denen das Irdische untertan sei und durch welche alles, was da ist, sein Wesen und Bestehen habe. Dieses frühe Ahnen eines unsichtbaren Grundes der sichtbaren Welt, dieses Glauben an höhere Mächte, die sich in den Naturgewalten offenbaren, hat sich in den verschiedenartigsten Formen ausgesprochen und bildet die Grundlage aller Religionen, der monotheistischen wie derjenigen, welche die Natur durch Götter beherrscht werden

lassen. Diese durch die ganze Geschichte der Menschheit hindurchlaufende Überzeugung ist eine Tatsache, deren Wert und Bedeutung nicht hoch genug angeschlagen werden kann; denn welchen andern Schluß sollen wir aus ihr ziehen, als den, daß das, was die überwiegende Mehrheit der Menschen durch die Zeiten kindlicher Einfalt, die langen Perioden der Barbarei und die Jahrhunderte der höchsten Bildung hindurch festgehalten hat, nicht ein Wahn, sondern aus dem innersten Gemüte hervorgegangen und deshalb auch seiner Wesenheit nach wahr sei.

Allerdings hat sich auch früh schon eine Ansicht geltend zu machen gesucht, die in der Natur nur die Natur sehen und darin nichts von dem Walten eines Gottes oder von Göttern wissen wollte. Die Welt sollte etwas Ursprüngliches sein, durch sich selbst bestehend, von nichts weiterem abhängig, ihren Gang von Ewigkeit her und bis in die Ewigkeiten hinaus mit blinder Notwendigkeit selbst bestimmend, ein Perpetuum mobile ohne Anfang und Ende, das eben so gut, als es da ist, auch nicht sein könnte. Bewußtlose Materie, bewußtlose Bewegung, das waren die schöpferischen Gewalten, denen alles sein Dasein verdankte; aus einem blinden Spiele, das ein noch blinderer Zufall mit den Atomen treibt, sollte das so herrliche und bewunderungswürdige Schauspiel hervorgehen, das die Natur fortwährend unserem Blicke darbietet; die Welt der Gedanken und Gefühle, und alles Schöne und Große, was auf diesem Gebiete wurzelt, das sollte und konnte nicht mehr Bedeutung haben, als das Zusammenfließen zweier Wassertropfen.

Man braucht einer solchen Weltansicht nur den einfachsten Ausdruck zu geben, um vor ihrer Trostlosigkeit zu erschrecken und sie vor dem Auge des Gemütes in ihrer ganzen Nacktheit erscheinen zu lassen.

Die Toren sprechen in ihrem Herzen: „Es ist kein Gott!“; das ist das Urteil, das schon vor Jahrtausenden über diese Weltanschauung ausgesprochen wurde, und ein kürzeres und wahreres läßt sich auch jetzt und nach Jahrtausenden nicht fällen. Wenn solche, welche die Natur bloß aus der Ferne betrachten und denen das Innere ihres Haushaltes nicht näher bekannt ist, in ihr nur einen toten Mechanismus sehen und in Abrede stellen, daß darin das Walten eines unendlichen Geistes sich wahrnehmen lasse, so kann man dies noch einigermaßen begreifen. Wie aber ein mit Sinnen und Verstand begabter Mensch und mit dieser oder jener Seite der Natur genauer vertraut, zu der Ansicht gelangen kann, daß es in der Welt nichts weiteres gebe, als bewegte Materie, und namentlich das, was wir Bewußtsein, Gedanken, Begriffe, Gewissen und Pflichtgefühl nennen, auch nichts anderes sei, als nur wieder bestimmte Tätigkeitsformen dieser Materie, das ist das unerklärlichste Rätsel.

Ein solches Verneinen des Höchsten, was je in den Sinn des Menschen gekommen, verletzt aber nicht nur die zartesten Saiten des Gemütes, es widerspricht auch eben so sehr dem einfachsten Verstand und der höchsten Vernunft, welche selbst als die unbegreiflichsten und widersinnigsten Tatsachen betrachtet werden müßten, wenn sie nichts anderes als Bewegungserscheinungen der Materie wären.

Gibt es eine geistes- und gottesleugnende Naturbetrachtung zu — und sie wird wohl nicht umhin können, dies zu tun — daß die Welt auf das trefflichste und zweckmäßigste so eingerichtet sei, daß ein allmächtiger, allweiser Geist sie nicht besser

hätte zu schaffen vermocht, so muß der Mensch, wie er seit Jahrtausenden gewesen und wie er noch bis auf diese Stunde ist, mit seinen geistigen, gemütlichen und sittlichen Bedürfnissen als das mißratenste Gebilde der Natur, als das Geschöpf angesehen werden, von einem blinden Geschick dazu auserkoren, das größte Maß von Unglück zu tragen, das über ein Einzelwesen verhängt werden kann. Denn kann es etwas Trostloseres für den Menschen geben, als nach vielem Mühen und Streben endlich einsehen zu müssen, daß er nichts weiteres sei als ein Stück bewegter Materie? Wie töricht und zwecklos muß das Größte erscheinen, was unser Geschlecht seit seinem Bestehen gedacht, gefühlt, getan und erstrebt hat, und wie lächerlich namentlich die uralte Überzeugung der Menschen, daß es Gutes und Böses, Tugend und Laster, Recht und Unrecht gebe? Die Materie kennt kein Sittengebot: ob sie so oder anders sei, ist vollkommen gleichgültig.

Würde eine genauere Kenntnis der Natur zu einer solchen Überzeugung führen, so müßten die Naturkundigen als Menschen der gefährlichsten Art in Acht und Bann getan und vor jeglichem Verkehr mit der übrigen Menschheit ausgeschlossen werden.

Glücklicherweise ist aber dem nicht so und führt die echte Naturforschung zu einem ganz andern Endziel als zur Verleugnung des Geistes, zur Vernichtung des Sittengesetzes und zum Verneinen des Göttlichen. Ansichten und Grundsätze, wie die besprochenen, sind allerdings beklagenswerte Verirrungen, weil sie manche Gemüter beunruhigen, verwirren, unglücklich machen, ja verderben. Aber die Macht der Wahrheit ist zu groß, das Walten und Wirken des Geistes in der Natur und im Menschen zu offenkundig, es ist dem menschlichen Gemüte das Bewußtsein seines göttlichen Ursprungs zu tief eingesenkt, als daß zu fürchten wäre, unser Geschlecht werde jemals so unglücklich und gottverlassen werden, um in seiner Gesamtheit unter die Herrschaft eines ebenso rohen als unvernünftigen Materialismus zu verfallen.

Schon die Geschichte lehrt, daß wahrhaft große Naturforscher, weit entfernt, durch ihr Wissen von der Körperwelt zur Geistes- und Gottesleugnung geführt zu werden, nur immer geistes- und gottesüberzeugter wurden, je tiefer sie in die Geheimnisse der Natur eindrangen. Man denke an Newton, Haller, Faraday u. a. — Wie sollte man sich aber auch wundern, daß eine tiefere Naturforschung zu einem solchen Ziele führe! Wer nur den kleinsten Teil der Natur mit Aufmerksamkeit und unbefangenem Sinn betrachtet, der kann nicht anders: er muß, je länger er sieht, je tiefer er forscht, um so deutlicher erkennen, um so stärker überzeugt werden, daß sie voll Verstand, voll Weisheit, voll Geist, voll Göttlichkeit sei. Was würden wir vom Verstand eines Menschen halten, der im Ernste behauptete: der Telegraph oder die Dampfmaschine sei aus einer bewußtlosen Naturnotwendigkeit hervorgegangen? Und diese Meisterstücke menschlicher Intelligenz, wie winzig erscheinen sie gegenüber dem Weltall in seiner unfaßbaren Größe und Herrlichkeit! Und dieses soll das Werk einer geistlosen Gewalt, einer blinden Naturkraft sein! Wie trostlos und nächtlich muß es vollends in dem Gemüt eines Menschen aussehen, dem der Geist ein Hirngespinst ist; wie unheimlich muß es ihm in einer Welt zu Mute sein, in der er nichts Göttliches und daher auch keine Liebe zu sehen vermag! Nur dünkel-

hafte Selbstüberschätzung und Halbwisserei, verbunden mit maßloser Genuß- und Selbstsucht, kann zu dieser ebenso unerquicklichen als verstandlosen Weltansicht führen. Der ins Tiefe, Weite und Hohe gehende Sinn hat sich von jeher und immer auf einen und ebendenselben Standpunkt gestellt, von dem aus er Natur und Menschheit betrachtet. In beiden erblickt er eine fortlaufende Offenbarung des Geistes, ein Herauskehren dessen, was in den unergründlichen Tiefen des göttlichen Wesens verborgen liegt.

In der Natur den Ausdruck göttlicher Gedanken erblickend, wird der Forscher vor ihr eine hohe Achtung haben, mit einer Art von Scheu sich ihr nähern, sie mit reinen Händen zu ergreifen suchen und von dem Gefühl durchdrungen sein, daß ihm zu ihrem Verständnis vor allem derselbe Geist und dieselbe Kraft vonnöten sei, woraus sie selbst hervorgegangen, weil das Gleiche nur vom Gleichen, das Hohe nur vom Hohen gefaßt werden kann. Einerseits eigener Beschränktheit sich nur zu deutlich bewußt, andererseits tief überzeugt von der unendlichen Gedankenfülle der Natur, hält er nie irgend einen Gegenstand für völlig erkannt und begriffen und ist deshalb jeden Augenblick gewärtig, selbst auf den am meisten untersuchten Gebieten neue Geheimnisse enthüllt oder ungeahnte Wahrheiten aufgeschlossen zu sehen. Und wie groß auch schon die Summe menschlichen Wissens der Menge erscheinen mag, so empfindet gerade der erfahrenste Forscher die Lückenhaftigkeit und das Stückwerk desselben und nimmt für gewiß an, daß von dem, was die Natur ist und was von ihr erforscht werden kann, der Mensch bis jetzt nur einen unendlich kleinen Bruchteil kennen gelernt habe. Aber bei seiner tiefbegründeten Überzeugung von der Unerschöpflichkeit des Gegenstands wird er jeder Versicherung, woher sie auch kommen möge, daß das Rätsel des Lebens gelöst sei oder dessen Lösung in naher oder ferner Aussicht stehe, entschieden entgegentreten und als ein Urteil betrachten, hervorgegangen aus einem völligen Verkennen der Größe der Aufgabe und der Kleinheit des menschlichen Verstandes.

Nie wird das Geschlecht der Forscher erlöschen, sei die jeweilige Richtung der Geister welche nur immer, die in der Natur die Offenbarung eines unendlichen Geistes erblicken und deren höchstes Streben dahin geht, göttliches Wesen und Walten in der Sinnenwelt zu erkennen. Die Naturforschung, welche ein so hohes Ziel zu erreichen sucht, kann nicht verfehlen, zu Ergebnissen zu führen von der allergrößten Bedeutung und den durchgreifendsten Folgen für das Gesamtwohl der Menschheit; denn diese Ergebnisse müssen Wahrheiten sein, die nicht bloß geglaubt, sondern geschaut und begriffen, die nicht nur das Herz und Gemüt, sondern auch den Verstand und die Vernunft auf das vollkommenste befriedigen werden. Die wahre Naturforschung, weil sie mit Notwendigkeit zur Geistes- und Gotteserkenntnis führt, wird zur rechten Zeit und Stunde wesentlich dazu beitragen, das erschlaffte Gemüt und den schlummernden Geist der Völker zu stärken und zu erwecken und die unerquicklichen Zustände zu beseitigen, welche Geistes- und Gottvergessenheit herbeigeführt haben.

Henschel.





Es ist interessant, die Aufnahme zu beobachten, welche der Keplerbund bei Freund und Feind im deutschen Volk gefunden hat. Sein Aufruf hat bei vielen einen begeisterten Widerhall gefunden, das zeigt sich vor allem darin, daß er im ersten Quartal seines öffentlichen Bestehens etwa 1000 neue Mitglieder erworben hat. Das war über Erwarten viel. Viele verhalten sich abwartend, sie glauben wohl, daß er eine große Aufgabe erfüllen könnte, allein sie fürchten eine Verquickung von Naturwissenschaft und Apologetik oder auch eine Vermengung der Naturwissenschaft mit Glaubenssachen, wie sie von den Haeckelschen Monisten — sie mögen es zugeben oder nicht — andauernd betrieben wird. Wieder eine andere Gruppe von solchen, die naturgemäß zum Keplerbund gehören, sind damit nicht einverstanden, daß in seinem Aufruf das Christliche so ganz zurücktrat und daß er sich nicht direkt einen „christlichen" naturwissenschaftlichen Bund nannte. Das enthält eine arge Verkennung dessen, was der Keplerbund will und kann. Die Naturwissenschaft kann in Grenzfragen wohl Beziehungen zu allgemeinen Weltanschauungsfragen haben, d. h. zu Gott, Seele, Unsterblichkeit, allein zu speziellen christlichen Fragen ganz gewiß nicht, aus diesem Grunde wäre eine derartige Gründung unlogisch, ja unberechtigt. Es muß immer wieder dem Freund wie dem Gegner gegenüber sehr entschieden betont werden, daß es wohl christliche Naturforscher gibt, aber nie und nimmer eine christliche Naturforschung.

Es ist sehr bemerkenswert, daß dieser Vorwurf, der Keplerbund wolle christliche Naturforschung treiben, dann auch sofort von den Gegnern bei der ersten Notiz, die sie über den Bund in die Öffentlichkeit brachten, erhoben und breitgetreten wurde. Schon daran sollten jene Freunde unserer Sache ersehen, wie ganz falsch ihr Einwurf ist. Der Keplerbund würde sich in der Tat eines großen Fehlers, einer argen Grenzüberschreitung schuldig machen, wollte er Naturwissenschaft und Naturforschung verchristlichen, es wäre derselbe Fehler, den der Monistenbund begeht, wenn er die Naturwissenschaft geradezu materialistisch-atheistisch macht.

Damit sind wir schon bei den Gegnern angelangt. Dieselben sind von der neuen Gründung absolut überrascht, und ihr Verhalten machte dann auch sofort den Eindruck eines Ameisenhaufens, in dem bei Störung die einzelnen Tiere ratlos hin und her laufen. Die Herrn vom Monistenbund hatten von vornherein das Gefühl, daß ihnen hier der Rang streitig gemacht, daß ihre angemaßte Alleinherrschaft gebrochen werden sollte. Und da sie Sachliches nicht gegen den neuen Bund vorbringen konnten, so versuchten sie es auf der einen Seite mit Verdächtigungen, auf der anderen mit Verhöhnung, d. h. mit den beiden von Jena her stets geübten Kampfesmitteln.

In Verdächtigungen tat sich der „Kosmos" hervor, jene „Gesellschaft der Naturfreunde" in Stuttgart, d. h. eine Verlagshandlung, welche es verstanden hat, sich mit äußerst geschickter Reklame in kurzer Zeit für ihre Zeitschrift und Broschüren eine unglaublich große Abonnentenzahl zu verschaffen. Der Verleger gehört, wie auch der Hauptmitarbeiter Francé, zu den Unterzeichnern des Aufrufs des deutschen Monistenbundes. Den monistischen Standpunkt weiß man im „Kosmos" sehr geschickt zu verschleiern, allein es sollte doch jedem Abonnenten klar sein, wes Geistes Kind er ist, weil er allwinterlich Haeckeljünger (z. B. A. Kahl) zu Lichtbildervorträgen über „Abstammung

des Menschen" usw. umherschickt. Es ist recht bezeichnend für den deutschen Michel, daß trotz alledem zahlreiche Anhänger einer anti-monistischen Weltanschauung Kosmos-Mitglieder wurden und blieben.

Durch die Bemerkung in meiner Schrift „Die Naturwissenschaft und der Kampf um die Weltanschauung" (Ein Wort zur Begründung des Keplerbundes), daß es beim „Kosmos" im Grunde auf eine Agitation für den Haeckelschen Monismus hinauskommt, fühlten sich die Herren sehr beleidigt und warfen nun unvorsichtigerweise im November-Heft ihrer Zeitschrift die Maske ab, indem sie den Keplerbund verdächtigten, er wolle „kirchlich genehmigte" Naturwissenschaft vertreiben — man denke diesen Unsinn! — und er behandle den Namen Keplers nur als Aushängeschild. In Privatbriefen gingen sie noch weiter und warfen dem Keplerbund vor, er habe einigen Herren, die es dem Kosmos mitgeteilt hätten, nur „eine Stelle gegen Haeckel" vorgelegt, dieselben hätten ihnen gesagt, sie würden den ganzen Aufruf, wenn er ihnen vorgelegen hätte, nicht unterschrieben haben. Zur Rede gestellt, konnte der Kosmos nur einen Herrn anführen, und dieser erklärte dann mit Unterschrift, daß ihm der ganze Aufruf unverkürzt vorgelegt worden sei. Ferner behauptete der Kosmos, im Keplerbund-Aufruf sei der Vorname nur bei allen den Namen fortgelassen, bei denen eine Verwechslung mit andern möglich sei. Zur Rede gestellt, konnten sie von den ca. 120 Unterschriften ohne Vornamen nur zwei anführen, bei denen eine Verwechslung vorgekommen sein sollte: Prinz F. Schönaich-Carolath mit seinem Namensvetter Emil, und der Geograph Geh. Rat Prof. Dr. Rein-Bonn mit dem Pädagogen Prof. Dr. Rein-Jena.

Die ganze Kampfesweise ist so charakteristisch, daß es schon lohnt, sie mit Vorstehendem einmal gekennzeichnet zu haben. Sie macht manche bisherigen Freunde des „Kosmos" denn doch am Ende etwas stutzig, so daß sie diese Freundschaft einer Revision unterwerfen.

Interessant ist nun vor allem, wie sich der Deutsche Monistenbund dem Keplerbund gegenüberstellte. Wenn man das Verhalten seines wissenschaftlichen Leiters Dr. Unold beachtet, so wird man lebhaft an den Wachtmeister in Wallensteins Lager erinnert, so deutlich erkennt man den Herrn und Meister wieder. Wie dieser es so vorzüglich versteht, Andersdenkende (Spinoza, Kant, Goethe usw.) so zu kneten, daß sie seiner Meinung sind, so bringt es Dr. Unold in einem Flugblatt gegen den Keplerbund fertig, einmal sich darüber lustig zu machen, daß der letztere (mit seiner Beziehung auf Kepler) sein „Weltanschauungsideal" um drei Jahrhunderte zurückverlege, um dann gleich den Kepler vom Jahr 1609 (Astronomia nova) für einen „Materialisten" zu erklären, der dem Weltall „nur physische Ursachen" zugrunde lege.

Ich forderte Unold in einem „Offenen Brief" auf, dies aus Keplers Werken nachzuweisen, worauf er nur unter vielen Ausflüchten und neben unsachlichen Ausfällen antwortete, dazu würde er nicht Keplers Werke durchsuchen, er weise mich vielmehr auf die Geschichte der neueren Philosophie von Höffding hin. Nebenbei führt er dann noch folgendes Wort von Kepler an: „Früher glaubte ich, daß die Kraft, die die Planeten bewegt, wirklich eine Seele sei, als ich aber erwog, daß diese Kraft bei größeren Entfernungen abnimmt, schloß ich, daß sie eine körperliche sein müsse."

Das soll ein Beweis für Keplers Materialismus sein, und das nennt sich wissenschaftlich, dazu nicht die Quellen selbst, sondern eine Geschichte der Philosophie zu studieren! und jenes Zitat? Merkt denn Unold gar nicht, wie sehr er sich blamiert hat?? — Natürlich meint hier Kepler nur, daß er die Planeten nicht mehr für beseelt halte. Dieses Verhalten des wissenschaftlichen Vertreters einer großen Vereinigung, die den Anspruch macht, ernst genommen zu werden, ist unbegreiflich.

Nun, auch diese Art der Kampfesweise gegen den Keplerbund ist höchst bezeichnend; denn sie zeigt, zu welchen Mitteln diese Leute greifen müssen, weil es ihnen an sachlichen Gegengründen fehlt.

Alles in allem: Der Keplerbund kann mit der Aufnahme seines Aufrufs bei Freunden und Feinden sehr zufrieden sein.

* * *

Die Bibelkritik wird auch von besonnenen freisinnigen Theologen mehr und mehr auf ihr richtiges Maß zurückgeführt. Jetzt sind sie sogar schon so weit, das Johannes-Evangelium vielleicht bis auf das Jahr 80 zurück zu datieren, mehr kann man nicht verlangen.

Prof. Lietzmann in Jena schreibt in Band 21 von Weinels „Lebensfragen“ folgendes: „Man hat in der kritischen Schule das Evangelium Johannes lange Zeit tief in das zweite Jahrhundert hinabgerückt, nicht etwa weil man das tendenziöse Bedürfnis gehabt hätte, es nicht vom Apostel Johannes geschrieben sein zu lassen, sondern darum, weil man die an sich richtige Beobachtung machte, daß in den johanneischen Schriften sogenannte „gnostische“ Einflüsse vorliegen. Da man durch die kirchengeschichtlichen Quellen wußte, daß der Gnostizismus erst um die Mitte des zweiten Jahrhunderts eine Größe wird, sagte man sich, daß darum das Johannesevangelium auch erst in dieser Zeit entstanden sein könne. Vollkommen richtige Logik — und weil damit die eben behandelten Stellen des Ignatius und Justin nicht stimmten, hat man sie in ihrer Bedeutung abgeschwächt und anders zu erklären gesucht. Jetzt aber haben wir durch Untersuchungen über den Gnostizismus gelernt, daß die gnostische Bewegung erheblich vor Christus begonnen hat, und daß sie das Christentum auf seinem ganzen Wege in den ersten Jahrhunderten begleitete, von seinem ersten Schritte in die hellenistische Welt an, und damit fällt jede Notwendigkeit, das Johannesevangelium irgendwie über das erste Jahrhundert hinauszurücken. Wir können also ruhig die johanneischen Schriften um 100, um 90, um 80 ansetzen, wenn wir sonst Momente haben, die uns einen dieser Zeiträume besonders wahrscheinlich machen; vor etwa 110 liegen sie sicher.“ Und am Schlusse seiner Schrift sagt Lietzmann: „So ist der festumgrenzte neutestamentliche Kanon ein Produkt des Kampfes der Kirche und ein Zeugnis des Kampfes der Kirche. Er ist ohne die Kirchengeschichte unverständlich. Aber wenn man die Kirchengeschichte zu seiner Beleuchtung heranzieht, dann wird das zunächst starre dogmatische Gebilde des inspirierten Kanons zu einem lebendigen Widerspiele des Kampfes, den die Kirche um ihre Existenz hat führen müssen, und zu einem im höchsten Maße die alte Kirche ehrenden und ihrem nüchternen Wirklichkeitssinne ein glänzendes Zeugnis ausstellenden Dokumente ihres Taktes und ihres guten, gesunden und trotz aller Dogmatik richtigen und historischen Empfindens.“

* * *

Wie die Freidenker an Kindern arbeiten, davon wird neuerdings wieder einmal berichtet: Der Münchener Freidenker Sontheimer setzt sich in die Eisenbahnzüge, welche die Schulkinder von den Vororten nach München führen. Es sind Kinder von 6—15 Jahren, in deren Mitte der Mann dann anfängt, über die „Pfaffen“ zu schimpfen und die Kinder aufzufordern, nichts von dem zu glauben, was ihnen in der Religionstunde gesagt wird; es gäbe keinen Gott u. s. w. Dabei verteilt der edle Freidenker den Schüleraufruf der „Wahrheit“, auf den wir schon hinwiesen, bespricht ihn mit den Kindern und erklärt ihnen nicht verstandene Stellen.

Gibt es denn gar kein Mittel, dem Mann dies schmutzige Handwerk zu legen?

* * *

Was ist Religion? Soeben ist ein neues Werk des bekannten schwedischen Schriftstellers August Strindberg erschienen, ein „Blaubuch“, in dem er in 330 Abschnitten über sein Denken Rechenschaft ablegt. Die Form des Werkes ist eine Unterredung zwischen dem „Lehrer“ und dem „Schüler“. Dabei gibt er unter der Überschrift: „Lokalbatterie und Erdleitung“ Antwort auf die Frage: Was ist Religion? — „Der Schüler stellte sich unwissend und fragte: Was ist Religion? — Wenn du das

nicht aus Erfahrung oder Intuition weißt, so kann ich dich nicht darüber aufklären; dann ist es für dich eine Torheit. Weißt du es aber im voraus, so kannst du meine Erklärungen, die Legion sind, in dich aufnehmen. Religion ist Verbindung mit der Stromquelle, der Hauptstation. Um aber ein Gespräch führen zu können, muß man Erdleitung haben. — Was ist das? — Das ist die Ableitung des überflüssigen Irdischen nach der Erde. Wenn man nun in der Technik weiterkommt, lernt man ohne Draht sprechen. Dazu sind aber starke Ströme nötig, reines Material und klare Luft. Die Lokalbatterie heißt Glaube, ist nicht bloß ein Fürwahrhalten, sondern ein Empfangsapparat und ein Stromwecker. Ohne an die Möglichkeit eines Unternehmens zu glauben, gehst du nicht ans Werk, bekommst folglich keine Energie. Mit Glauben und gutem Willen wird alles möglich. — Aber der Glaube ist doch eine Gabe? — Jawohl, aber wenn du aus Hochmut oder Störrigkeit dich weigerst, sie anzunehmen, so wird keine Gabe daraus. Ist das klar?"

Von Strindberg war man früher anderes gewohnt, um so wertvoller ist jetzt sein Zeugnis für die Religion. E. Dennert.



Frage 76: Der Christ und die Todesstrafe (Jahrgang 1907, S. 37). Die Todesstrafe wird (wie der Krieg) von zwei Seiten aus verworfen. Von Christen, besonders Sektierern, die sich auf die Bibel, und von Sozialdemokraten, die sich auf die Humanität berufen.

Die Christen, auch die Anhänger von Tolstoi, begründen ihren Widerspruch gegen Todesstrafe (und Krieg) mit Matth. 5, 39: „Widerstrebet nicht dem Übel", gemeint ist: nicht mit Gewalt, auch mit dem fünften Gebot: „Du sollst nicht töten." Dieser Beweisführung schließen sich auch Philanthropen und die Weltfriedensfreunde an. Das alttestamentliche Gebot sowohl wie das neutestamentliche Jesuswort verurteilen den Mord aus persönlichem Haß und verbieten, eine Kränkung durch eine andere zu vergelten; sagen aber nichts aus über die von der Obrigkeit auf dem Rechtswege vollzogene Todesstrafe.

Die Sozialdemokraten verurteilen Todesstrafe (und Krieg) angeblich aus Humanitätsgründen; aber zu einem solchen Vorgehen hat die Partei des Klassenhasses, deren Ziel die nur durch Gewalt zu erreichende Diktatur des Proletariates ist, kein moralisches Recht. Tatsächlich benützt auch die Partei diese „Friedensagitation" nur, um die staatliche und kirchliche Autorität zu erschüttern.

Wie urteilt nun der evangelische Christ, der sich nicht auf eine Bibelstelle einseitig stützt, sondern den Geist der Schrift berücksichtigt? Jesus, der König der Liebe und Barmherzigkeit, ruft sein Wehe über die Heuchler und Pharisäer und kündet über Jerusalem todbringende Strafgerichte an. Er verbietet auch nirgends den Hauptleuten den Kriegsdienst. Das Wort aber zu Petrus (Matth. 26, 52): „Stecke dein Schwert ein; denn wer das Schwert nimmt, wird durchs Schwert umkommen" verbietet die Rache und gewaltsame — hier auch nutzlose — Selbstverteidigung im aufwallenden Zorn. Aber aus diesen unumstößlichen sittlichen Geboten folgt keine Verwerfung der rechtsgültigen

Todesstrafe. In der Todesstrafe fehlt das Moment der Lebensvernichtung aus persönlichen Gründen des Hasses. In der Todesstrafe vollzieht die Obrigkeit ein pflichtmäßiges Handeln aus Gründen des sittlichen Ernstes, der eine Sühne des verletzten Rechtszustandes fordert, und im Interesse des Gesamtwohles. In diesem Sinne nannte Luther einmal den Henker den größten Barmherzigen! Der Richter, der die Todesstrafe ausspricht, der Scharfrichter, der sie vollzieht, verstoßen nicht gegen das fünfte Gebot, sondern handeln im Auftrag der Obrigkeit, der auch die Apostel Richteramt und Schwertgewalt von Gottes- und Rechtswegen zugestehen. (Röm. 13, 1—4; 1. Petr. 2, 13.)

Die in 2. Mose 20, 9 erwähnten Arten von Todesstrafen, die auf Ehebruch, Gotteslästerung, Päderastie, Sodomiterei usw. gesetzt sind, haben als zeitlich und national bedingte und berechtigte Gesetzesbestimmungen für uns keine verbindliche Kraft, wohl aber gilt in seinem Kern das Gotteswort, daß wer Menschenblut (vorsätzlich, in mörderischer Absicht) vergießt, die Todesstrafe verdient hat: ein Gebot, das auch Christus nicht auflöst (Matth. 5, 21). In der Todesstrafe kommt die ganze Schwere des Verbrechens der Lebenskränkung und -vernichtung zum Ausdruck.

Wenn einmal der Geist Christi alle Menschen und Verhältnisse durchdringt, wird Todesstrafe und Krieg aufhören. Aber erst dann.

Julius Werner-Frankfurt a. M.

Frage 79 (1907, S. 37): Gibt es für mich als vernünftigen Menschen ein Kriterium, ob meine persönlichen Erfahrungen des Christentums transzendenten Ursprungs sind oder auf Autosuggestion beruhen?

Der Fragende verlangt das Kriterium für sich „als vernünftigen Menschen“. Wie er in der Erläuterung seiner Frage sagt, soll es gegeben werden „vom Standpunkt des Verstandes, mit Ausschaltung der Offenbarung Gottes im Wort und im Gewissen des Menschen“. Das ist unmöglich, nicht darum, weil Erfahrungen transzendenten Ursprungs von selbsterzeugten überhaupt nicht zu unterscheiden wären, sondern weil man nicht weiß, was der Fragende unter einem vernünftigen Menschen versteht, dem das Kriterium einleuchten soll. Schon das ist irreführend, daß ihm Vernunft und Verstand dasselbe sind, während es doch der Verstand mit den Erscheinungen der Sinnenwelt, die Vernunft mit den allgemeinen Ideen zu tun hat, durch welche diese zur Einheit zusammengeschlossen werden. Aber wichtiger ist, daß der Begriff des „vernünftigen Menschen“ kein fest begrenzter ist. Er ist eine Etikette für sehr verschiedenen Gehalt. Eine andere Vernunft ist disziplinierte des Gebildeten und die ungeschulte des Ungebildeten. Was der Spiritist für möglich hält, ist dem Skeptiker widersinnig. Der Pantheist hält vielfach für vernünftig, was dem Theisten, der Materialist und Naturalist, was dem Idealisten unvernünftig ist. Es kommt ganz auf die Prinzipien an, von denen man ausgeht, wie von Oetinger sagt: „Es hängt alles davon ab, in welchem Prinzip ein Mensch steht.“ Die Prinzipien aber haben die Natur von Axiomen, die sich nicht stringent als richtig beweisen lassen. Höchstens läßt sich für sie eine geringere oder größere Wahrscheinlichkeit dartun. Im höchsten Grade gilt das von dem sittlich-religiösen Gebiete. Hier vor allem ist jeder zwingende Beweis ausgeschlossen. In der Zeit des alten Rationalismus glaubte man einen solchen für oder gegen das Dasein Gottes, für oder gegen die sittliche Freiheit des Menschen und für oder gegen dessen Unsterblichkeit führen zu können. Da wies der Philosoph Kant in immer gültiger Weise nach, daß man sich damit im Irrtum befinde. Es gibt in diesen Fragen Gründe für und Gründe gegen die entgegengesetzten Überzeugungen. Die Logik reicht hier nicht hin, um zu einem festen Resultate zu kommen. Es gilt eine Willensentscheidung. Wie diese ausfällt, das hängt von der Grundgesinnung des Menschen ab. Mit Recht erklärte der ältere Fichte: „Alle meine Überzeugungen kommen aus der Gesinnung, nicht aus dem Verstande.“ Jesus macht die Erkenntnis, ob seine Lehre von Gott sei, oder ob er von

ihm selber rede, davon abhängig, ob man den Willen seines himmlischen Vaters tun wolle (Joh. 7, 17). Mit diesem Willen bewegt man sich in der Sphäre, in der die christliche Wahrheit sich dem Menschen selbst bezeugt. Ohnedem fehlt ihm das Organ dafür, wie dem Blinden das Organ für die Wirkung der Farben und dem unmusikalischen Ohr das Organ für die Schönheit eines Musikstückes abgeht. Daher die merkwürdige, nur von hier aus zu begreifende Tatsache, daß Männer von gleich großer Verstandesschärfe und von gleich großem Wissen in religiöser Hinsicht auf ganz verschiedenem, vielleicht entgegengesetztem Standpunkt stehen. Schaltet also der Fragesteller nicht nur jede Berücksichtigung der Offenbarung im Wort, sondern auch die im Gewissen aus für die Entscheidung über die von ihm gestellte Alternative, so nimmt er den gewünschten Vernunftbeweisen den Boden, auf dem sie allein geführt werden können. Er stößt die Instanz um, vor der sie sich zu rechtfertigen haben und verweist mit seiner Forderung reiner Verstandesbeweise vor ein Forum, das dafür weder ein Ja noch ein Nein hat. Wie sollte man es doch wohl anfangen, die von ihm aufgeworfenen Fragen zu beantworten, wenn die angerufene Vernunft jede Einwirkung göttlicher Kräfte von vornherein abweist? Es gibt ja keine reine, voraussetzungslose Vernunft und in den höchsten Dingen keinen ganz neutralen, unparteiischen Verstand.

Aber vielleicht denkt der Fragesteller nur an eine Vernunft, welche die Möglichkeit transzendenter Einwirkungen nicht leugnet, und möchte nun zu seiner Selbstsicherheit und im apologetischen Interesse ein Kriterium zur Unterscheidung daher stammenden Wirkungen von denen, die auf Selbsttäuschung beruhen, genannt wissen. Innerhalb dieser Begrenzung hat sein Verlangen ein Recht. Nur müssen wir uns dabei gegenwärtig halten, daß es für ein solches Kriterium wohl Beweise gibt, die der so gerichteten Vernunft genügen, aber eine anders geartete nie in widerspruchsloser Weise zu überführen vermögen. Erinnern wir uns doch, was beweisen heißt, und um Beweise handelt es sich doch, wenn das Kriterium als ein richtiges dargetan werden soll. Der Beweis leitet die Wahrheit eines Urteils aus der Wahrheit anderer Urteile ab. Jeder Beweis setzt gewisse Prämissen voraus, die dem Beweisenden aus irgend einem Grunde feststehen. Es kann auch in dem vorliegenden Falle nicht anders sein in allen den Einzelfragen, in die durch die erläuternden Zusätze die Gesamtfrage zerlegt wird.

Zunächst möchte der Fragende hinsichtlich der „Gebetserfahrungen“ wissen, ob sich diese „z. T.“ nicht etwa dadurch erklären ließen, daß „der Mensch seinen ganzen Willen auf das erbetene Ziel richtet und somit selbst zur Erreichung desselben beiträgt oder vielmehr selbst dazu kommt“. Wie das „z. T.“ zeigt, wird die Tatsächlichkeit von Gebetserhörungen für manche Fälle zugestanden, aber in anderen aus innerweltlichen Ursachen erklärt. Und sicherlich laufen hier manchmal Selbsttäuschungen mitunter. So kann manche Hilfe, die einem Notleidenden, der Mission, einer Anstalt usw. zuteil wird, auf die eigene Rührigkeit, das Fehlende herbeizuschaffen, mitleidige Herzen dafür zu interessieren u. dergl., auch manche leibliche Besserung auf die durch das Gebet belebte Hoffnung und deren Einfluß zurückgeführt werden. Aber schon hier geht vieles über die eigene Kraft hinaus. Niemand hat die günstigen Umstände, von denen der Erfolg abhängt, die Macht über die Gemüter u. a. in seiner Gewalt. Bei aller menschlichen Mitwirkung spielen Momente mit hinein, deren Zusammenwirken für den, der an eine göttliche Vorsehung glaubt, auf eine höhere Anordnung hinweist. Und das vor allem, wenn Erfahrungen so auffälliger Art, wie im Leben von Aug. Herm. Franke, Georg Müller, vieler Missionare und tausend anderer in Betracht kommen. Alle Erklärungen durch innerweltliche Faktoren reichen hier nicht aus, am allerwenigsten die durch den Universal-Nothelfer des Unglaubens, den Zufall. Wo also eine Gebetserfahrung mit ihrem Erfolge weit über menschliches Wissen und Können hinausgeht, da hat der Glaube das Kriterium, wonach der Fragende verlangt.

Auch auf den Frieden erstreckt sich dies Verlangen. Doch wird dabei ein falscher Begriff vom Frieden zugrunde gelegt, wenn er für „ein subjektives Gefühl“ erklärt wird,

„das den Menschen beseelt, weil er in froher Erwartung auf ein schönes Jenseits, auf ein Paradies schaut“. Das kann Hoffnungsfreude sein; aber Friede ist es nicht. Mit diesem Ausdruck wird vielmehr zunächst die Herzensstellung bezeichnet, in der sich der Sünder mit Gott ausgesöhnt weiß und darnach das daraus resultierende Gefühl der Harmonie. Doch kann auch dieser Reflex im Gemüte fehlen und doch der Friede vorhanden sein. Denn es ist ein Unterschied zwischen „Frieden haben“ und „Frieden schmecken“. Wie bei allen menschlichen Seelenzuständen ist auch hier Selbsttäuschung möglich. Es gibt einen eingebildeten und einen gottgewirkten Frieden. Beide unterscheiden sich durch Ursprung und Wirkung. Ruht der wahre Frieden auf dem lebendigen Glauben des bußfertigen Herzens an das Wort von der Gnade in Christo, so entspringt der falsche Friede aus blindem, selbstgerechtem Vertrauen auf eigene Leistungen oder aus vorübergehender Befriedigung niederer oder edlerer Triebe oder aus dreister Aneignung der Gnadenverheißungen durch den ungebrochenen Sinn oder aus einem flüchtigen, vielleicht durch Träume, Gesichte, Zuspruch u. dergl. veranlaßten nervösen Gefühlsrausch, läßt es aber immer an den Früchten der Heiligung, Zucht und Behutsamkeit im Wandel, Berufstreue und Leidensgeduld, Lebensmut und Sterbensfreudigkeit fehlen, den Merkmalen gottgeschenkten Friedens. — Eben damit ist auch der Unterschied zwischen selbstgewirkter und von oben erhaltenen Heilsgewißheit charakterisiert, von dem der Fragesteller weiter redet.

Ein Mißverständnis des christlichen Lebens ist endlich die Unterstellung des Fragenden, daß „der Mensch das Christentum aus selbstsüchtigen Motiven annehme, weil er darin einen Vorteil für sich erblickt“. Wenn jemand um eines irdischen Vorteils willen, etwa um Segen in seinem Beruf, Bewahrung vor Not und Gefahren zu gewinnen, oder um vor den Ewigkeitsstrafen bewahrt zu werden und die jenseitige Seligkeit zu genießen, die Frömmigkeit pflegt, so ist das verkappte Selbstsucht und in Wahrheit gar keine Frömmigkeit. Ihr fehlt der Herzschlag, die Liebe zu Gott und den Menschen. Christliche Frömmigkeit, die diesen Namen verdient, ist die geschworene Feindin aller Selbstsucht, der feinen wie der groben. Ihr Mutterschoß ist der Drang nach sittlicher Vollendung, nach Erreichung des Zieles, zu dem wir geboren sind. Und dieser Drang ist so wenig selbstsüchtig wie in irgend einem Wesen der Drang auszuwachsen zu der vollen Eigenart, auf die es angelegt ist. Alle Karikaturen der Frömmigkeit geben kein Recht, jede Frömmigkeit zu verdächtigen, so gewiß der Mißbrauch den Gebrauch nicht aufhebt. H. Werner-Andernach.



1. Zeitschriften.

Natur und Kultur, Heft 5. Ph. Kneib zeigt, daß „Monismus und Willensfreiheit“, handle es sich nun um den Spinozas, Schellings, Schoppenhauers, v. Hartmanns oder Haeckels, stets unvereinbar sind.

Die Umschau, Nr. 33. H. Liepmann, „Die linke Gehirnhemisphäre und das Handeln“. Die Wortbewegungserinnerung, also das Sprechen und Schreiben, ist an das linke Stirnhirn, die Wortklangerinnerung, das Hören, ist an den linken Schläfenlappen gebunden. Apraxie, d. h. falsche Handlungsweise, etwa Gebrauch einer Zahnbürste als einer Zigarre, rührt von Verletzung des linken Scheitellappens her. Die

linke Gehirnhälfte hat also für Sprechen und Handeln den Vorrang, wenigstens bei den Rechtshändern. — Nr. 48. Die Frage: „Gibt es kernlose Organismen?" beantwortet Vladislav Ruzicka dahin, daß die bisher dafür gehaltenen, z. B. Haeckels „Zytoden", in Wirklichkeit zytoplasmalose Kerne sind, daß aber auch eine wenigstens zeitweilige Abwesenheit von Kernen in Zellen von Protozoen nachgewiesen ist. — Rudolf Fick will „Die Vererbungssubstanz" nicht wie Weismann in dessen Determinanten sehen, also nicht in einzelnen isolierten Teilchen der Keimzelle, sondern in bestimmten Atomgruppen oder in den verschiedenen Stellungen der Atome.

Biologisches Centralblatt Nr. 20 u. 21. Im Aufsatz „Das Gedächtnis der Keimzelle und die Vererbung erworbener Eigenschaften" lehnt Herm. Kranichfeld die Aufstellungen (Herings und) Semons ab, daß es sich bei der Erinnerung, dem Gedächtnis des Kopfes, und bei der Vererbung, dem Gedächtnis der Keimzelle, um gleichartige Vorgänge handle. Die Lehre von den „Engrammen", d. h. den durch äußere Reize bewirkten Veränderungen im Gehirn wie angeblich in den Keimzellen, kann nicht die Vererbung erworbener Eigenschaften erklären noch beweisen.

Der Alte Glaube Nr. 11 u. 12. A. W. Hunzinger deckt „Die Bedeutung der Weltanschauung für Volksnöte und Nothelfer" auf, indem er auf die Bemühungen der Führer der naturalistischen und individualistischen Richtung hinweist, die christliche Weltanschauung auszurotten, und die Lehrer und Beamten, die Kauf- und Edelleute aufruft, dem Gottesglauben und Idealismus in ihnen selbst und im deutschen Volke wieder zur Macht zu verhelfen.

Beweis des Glaubens, 11. Heft. Als „Die größte Kulturmacht" bezeichnet E. Pfennigsdorf Christus, wie ihn Max Klinger in seinem Gemälde „Christus im Olymp" dargestellt hat. Er kann der Kultur die notwendigen religiösen und sittlichen Kräfte stets wiederverleihen, an deren Mangel die griechische zu Grunde gegangen ist. — Walter Frühauf schildert den „Philosophen Glogau als christliche Persönlichkeit", als einen edlen Menschen, der sich durch harte Not mutig durchgekämpft hat, dessen Philosophie sich vom sicheren Grunde der Wirklichkeit bis in die Höhe der letzten Erkenntnis, der Religion, des Glaubens an Gott, erhob.

Zeitschrift für den Ausbau der Entwicklungslehre, Heft 11. Hans Bernhardt „Über die Entwicklung der inneren Knochenarchitektur beim Menschen und die Teleologie bei Julius Wolff". Verfasser hat durch Untersuchungen von Oberschenkelknochen festgestellt, daß sich deren Bogenstruktur noch nicht beim Neugeborenen zeigt, sondern der Anfang ihrer Ausbildung erst etwa ein Vierteljahr später sich erkennen läßt. Ob dieser zweckmäßige Bau, der sich erst im allmählichen Verlaufe der Stammesgeschichte entwickelt haben soll, vererbt oder im ersten Lebensalter etwa durch das Anstemmen der Füßchen erworben ist — diese Frage möchte Bernhardt unentschieden lassen. Er weist hierauf J. Wolff, der sich an Roux anschließt, nach, daß er trotz seiner Verwahrung in Teleologie verfalle, und rühmt schließlich als die einzige nicht dualistische Teleologie die des Lamarckismus.

Naturwissenschaftliche Wochenschrift Nr. 46. In dem Vortrage „Zur Psychologie der primitiven Kunst" weist Max Verworn darin eine physioplastische, d. h. die Natur möglichst getreu nachbildende (z. B. die Höhlenkunst) und eine ideoplastische Richtung nach, welche die eigenen Gedanken über die Gegenstände zugleich zum Ausdrucke bringen will. Beide Richtungen treten auch noch in unserer Zeit, jedoch mit Bewußtsein, auf.

2. Bücher.

Monisthorno, Monisten-Traum. Dresden, E. Pierson. 1907. 1 Mk. Eine köstliche Satire auf Haeckel u. Co.

Unsere Leser, welche sich den Genuß der geheiligten „Welträtsel" nicht haben entgehen lassen, erinnern sich der Worte auf S. 138:

„Monistische Kirchen. Die Pagoden im buddhistischen Asien, die griechischen Tempel im klassischen Altertum, die Synagogen in Palästina, die Moscheen in Ägypten, die katholischen Dome im südlichen und die evangelischen Kathedralen im nördlichen Europa — alle diese „Gotteshäuser" sollen dazu dienen, den Menschen über die Misere und Prosa des realen Alltagslebens zu erheben; sie sollen ihn in die Weihe und die Poesie einer höheren idealen Welt versetzen. Der moderne Mensch, welcher „Wissenschaft und Kunst" besitzt — und damit zugleich Religion —, bedarf keiner besonderen Kirche. Indessen wird es doch den besonderen Bedürfnissen vieler Menschen entsprechen, auch außerdem in schön geschmückten Tempeln oder Kirchen geschlossene Andachtshäuser zu besitzen, in die sie sich zurückziehen können. Ebenso wie seit dem 16. Jahrhundert der Papismus zahlreiche Kirchen an die Reformation abtreten mußte, wird im 20. Jahrhundert ein großer Teil derselben an die „freien Gemeinden" des **Monismus** übergehen."

Im Anschluß daran beginnt nun die unserer Überschrift gleichlautende Schrift von Dr. Monisthorno: „Es geschah aber in Germania im Jahre Eins des neuen Heils oder nach obsoleter Zeitrechnung anno 1906 post Christum natum, daß sich allerwegen in deutschen Landen aufmachte eine große Menge begeisterten Volkes und hinpilgerte mit Fahnen und Standarten unter Posaunenschall nach dem Land Thuringia. — In diesem lieblichen Lande, wo dereinstens das Mönchlein Martinus mit noch kümmerlichem Lämplein hineingeleuchtet hatte in die Finsternis des Mittelalters, zugleich aber auch auf der Burg, so genannt wird Wartburg, leider der schwarzen Schar der Pfaffen und Dunkelmänner durch Verdeutschung orientalischer Märchen und Legenden ein stattlich Rüstzeug geschmiedet hatte zum Kampf gegen das Licht der Aufklärung, da war, so hieß es unter dem Volke, aufgestanden ein neuer Prophet des Lichts und ewiger Wahrheit. Seine Jünger aber, die Anführer der Wallfahrer, nannten ihn Heckele, sich selber aber als seine erstgeheckelten Söhne die Heckelinge.[1]) Böswillige Neider und Nörgler jedoch hatten solch schönen Namen, der die Erinnerung wachrief an den großen Identitätsphilosophen Hegel, teuflischer Weise verunstaltet und nannten ihn Häcksele, der Ähnlichkeit halber mit der nahrhaften Kost unserer wiederkauenden Haustiere, die der Landwirt komponiert aus duftigem Heu und gelblichen Strohbündeln.

Von diesem großen Propheten verkündeten die Heckelinge, seine getreuen Jünger, der lauschenden Menge, daß er einst im Kreise seiner bräunliches cerevisiam nippenden Freunde in heiligster Begeisterung, den schäumenden Becher erhebend, ausgebrochen sei in die unsterblichen Worte:

Freunde, Brüder, die Zeit ist erfüllet! **Lasset uns in die Hände spucken und eine neue Religion gründen!**[2])

Dies war, so erzählten die Heckelinge, seine Jünger, die Stunde der Zeugung des neuen Bundes.

Denn jener erhabene Gedanke ward von Stund an Inhalt und Triebfeder des begeisterten Jünglings.

Nun studierte er, ein neuer Fauste, die große und die kleine Welt, erforschte und zergliederte die Ursprünge des Lebens, wanderte weit auf der Erde Rücken, durchquerte die Meere und durchdrang mit seinem Adlerblicke die tiefften Tiefen der Gewässer und die fernsten Fernen des gestirnten Himmels.

Und siehe! Was Plato nicht entdeckte und woran Kant sein Gehirn vergeblich zermarterte, ihm wurde es enthüllt, das Geheimnis des Lebens, das Rätsel der Welt.

---

[1]) Ihre Weltweisheit aber tönten sie hinaus in den lichtklaren Kosmos durch das „Heckelphon", so da neuerdings erfunden und in dem Riesenapparat der Strauß'schen Orchestermusik zur „Salome" zum erstenmal zur Verwendung gekommen ist. W. Sch.

[2]) Dies Wort wird jedenfalls ein geflügeltes Wort werden. W. Sch.

Sein im hellen Phosphorglanz leuchtendes Hirn erschaute auf einmal im Lichte zoologischer Philosophie alle Wirkenskraft und Samen. Der Schleier zerriß, der das Wesen der Dinge bisher hatte verhüllet.

So wurde es denn jauchzend von ihm gesprochen und jubelnd der Welt verkündet, das Wort der Worte, das Wort, das heute auf den Lippen schwebt den Tausenden, die hinpilgern zur Bundesfeier, das gewaltige Wort „Monismus".

Dieses erlösende Wort preisend in Liedern und Chorälen, zogen sie nun hin, die Pilgerscharen, zu dem heiligen Berge, den der Meister erwählt hatte zur Errichtung des Tabernakels für den neuen Bund, zu dem Berge, den man bisher nannte Kickelhahn, der jetzt aber benamst wird „Monisten-Burg".

Hier stand nun hoch und hehr erbaut der Tempel des Monismus. Selbiger verdankte aber seine Entstehung dem Genius des großen Baumeisters Michel, der, vom Meister zur neuen Religion bekehrt, nachfolgend dem Beispiel seines großen Vorgängers, des leider noch als Angelo im dunkeln Jammertale des Christengottes wandernden Michaele Buonarotti, unentgeltlich — aus reiner Begeisterung für die Idee des Monismus — dies erhabene Kunstwerk geschaffen hatte.

Es war aber als Vorbild dieses Tempels gewählt das berühmte Pantheon der Stadt Roma und zum Unterschied von diesem benannt Atheon, sintemalen der Prophet entdeckt hatte, daß das von den Dunkelmännern der leichtgläubigen Menge vorgespiegelte und von ihnen Gott genannte Wesen, jenes fabelhafte „gasförmige Wirbeltier" ebensowenig existiere, wie die Götter des Pantheon oder wie die berühmte Seeschlange oder der sagenhafte Bathybius (Haeckelii), nach denen er die Meere durchforscht und durchfahren."

In diesem Tempel wurden die Bildnisse der großen Meister aufgestellt.

„So erblickte man denn neben Vogt, Büchner, Moleschott, Feuerbach und anderen klardenkenden Monisten auch den poesievollen Giordano, ferner Spinoza, Hegel, Schopenhauer und andere noch mit dem Pantheismus liebäugelnde Philosophen. — Es hatte aber auch dem Dichterfürsten Wolfgang, der auf dem Kickelhahn so lieblich gedichtet, in Anerkennung der Entdeckung des Zwischenkiefers und anderweiter monistischer Verdienste halber der Meister eine Bildsäule errichten lassen. Selbige war aber anderen Tages plötzlich verschwunden, gestohlen jedenfalls von blöden und entwickelungsunfähigen Anbetern des Dichters. Und eine ganz bösartige Erfindung arglistiger Feinde war gewiß das Gerücht, es sei der alte Pantheist und Olympier ärgerlich selber nächtlicherweile vom Sockel herabgestiegen, habe eigenhändig die Schriftzüge jenes Poems ausgekratzt, das beginnt mit den Worten: „Über allen Wipfeln ist Ruh," und sich schleunigst retiriert in den Olymp zu den unsterblichen Göttern.

Zu dem Atheon nun zogen sie hinauf am lieblichen Pfingstfeste, die Scharen der frommen Monisten mit Zymbelklang und Posaunenschall, in den Händen schwingend die bunten Fahnen, die gestickt waren mit Seide von den monohysterischen Bekennerinnen des „neuen Weibes".

Gar seltsame und sinnreiche Bilder aber waren von dem Bundesmaler Raffaelo Harmonista gemalt auf diesen Fahnen und Bannern.

Da sah man auf einer der Fahnen in Goldschmuck die tiefsinnigen Worte „Kraft und Stoff" symbolisiert durch ein Bildnis, auf dem ein nackter Athlet mit einer Hand ein Fäßchen balanciert, gefüllt mit bräunlichem Malztrunk. Auf dem Fäßchen aber stand in leuchtenden Buchstaben das Wort „Moninger", und stammte es daher aus der weltberühmten Braustätte zu Karlsruhe im Lande Baden, so man heißet „Zum Moninger". Solches Bier aber war zum Bundesbier des Monismus vom Propheten kreiert. — Auf einer anderen Standarte aber war symbolisiert das heilige Wort „Zuchtwahl" (Selektio), dargestellt nach dem Vorbild der Apfelwahl des trojanischen Seladon Paris. Auf diesem Bild überreicht mit zierlichem Anstand ein anthropoidischer Vetter des Schimpansen eine

Kokosnuß derjenigen unter den drei sich ihm entwirkenden anthropoidischen Jungfrauen, der schon das haarige Fell mit Stellen weißlich schimmernder Nakthaut durchsetzt ist, und deren sanft anschwellender Busen bereits ahnungsvoll hinweist auf die keusche Schönheit der mediceischen Venus. — Und siehe, auf einer dritten Fahne, die die geheimnisvolle Inschrift trug „Vererbung", sah man diese Deszendenz symbolisiert in einem anmutigen Bildnis, wie am Busen der mit der Kokosnuß beglückten anthropoidischen Schönen sich satttrinken zwei kleine homunculi (Faustsche Erdmännlein), schön und reizend wie die Engel der Madonna Sixtina." — Auf den Berg ziehen nun die Wallfahrer usw.

„Da trat er denn auch hervor, der Erhabene, angetan mit einem weißen Gewande, gleichend dem Bilde des Apollo Musagetes an Würde und Schönheit. Und mit ihm traten hervor vor den Altar zween Männer in schwarzen Talaren; die trugen die Schleppe seines weißen Gewandes. Es waren aber zween Prediger des Wortes, die entflohen waren dem Joche des Kreuzes und ihre Talare gestellt hatten in den edleren Dienst des Monismus.

Der Erhabene aber breitete segnend aus die Arme, hub an zu reden und sprach also: Gesegnet sei euer Eingang, ihr Brüder und Schwestern, in den Tempel des neuen Bundes, der sich nennt Monismus. Nun höret die Worte ewiger Weisheit, die der leuchtende Phosphor meines Schädels zeugte in einsamem Dunkel schlafloser Nächte, damit auch ihr werdet zu Leuchten in der Finsternis der wahnbetörten Völker.

Man hat euch gelehrt: Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.

Ich aber verkünde: Im Anfang war der Äther und der Äther war Geist und der Geist war Äther.

Drei seien Eins und Eins sei Drei! Solchen Wahnwitz predigen die Dunkelmänner auf den Kanzeln. Ich aber sage euch: Zwei sind eins und eins ist zwei! Muß das nicht selbst ein Kretin begreifen?

Und im Äther, der da war im Anfang, wo der Geist noch traumlos in ihm verborgen lag in tiefem Schlummer, da war eingeschlossen das Werden der Welt, alle Dinge gingen hervor aus dem Äther. Nicht bloß, wie wohl mancher von euch — an den kräftigen Geruch des Schwefeläthers denkend — meinen möchte, der gelbliche Schwefel, nein, alle Elemente, alle Materie, so denn auch allerdings jener Schwefel, wie er sich nun in meinen Worten kundgibt und als Schwefelregen herabfallen wird auf die Herde der Pfaffen und Dunkelmänner, so aber auch der Phosphor, der Erleuchter und Erzeuger meiner Gedanken.

Der Äther erzeugte also die Materie, den Stoff, den ihr symbolisiert seht dort auf der Standarte in dem Fasse mit dem Moninger Gerstensaft, den Stoff mit allen Atomen und Molekülen, aus dem sich Erde und Himmel — verzeiht mir diesen veralteten Ausdruck! — bildete und alle Lebewesen herangezüchtet wurden durch die Allmacht der Naturzüchtung.

Nun vernehmet aber vor allem den Namen des Vornehmsten dieser Elemente, beuget mit Ehrfurcht eure Häupter, wenn ich ihn euch nenne, und stimmt dann an mit mir den Hymnus zu seiner Ehre, den ich selber hier auf geweihter Stätte gedichtet! Dieser Name — ich nenne ihn euch bebend und in tiefster Ergriffenheit — er heißt „Kohlenstoff, der Vater alles Lebens". So singt denn mit mir nach der feierlichen Melodie „O Tannenbaum, o Tannenbaum" mit Posaunenbegleitung die Hymne auf den Kohlenstoff:

O Kohlenstoff, o Kohlenstoff,
Du Vater aller Dinge,
Erzeuger aller Lebenskraft,
Zu dessen Preis ich singe:
O Kohlenstoff, o Kohlenstoff,
O Kohl, o Kohl, o Kohlenstoff.

O Kohlenstoff, o Kohlenstoff,
Warmherziger Geselle,
Du wärmst nicht bloß den Ofen mir,
Nein, daß wir sind, verdanken wir
Dir, Kohlenstoff, o Kohlenstoff,
O Kohl, o Kohl, o Kohlenstoff."

Gegen Ende der ziemlich langen Rede (S. 29):

Und hoch den güldenen Stab erhebend, wandte sich weg der Erhabene von dem Gemälde des Lebensbaumes, mit majestätischer Gebärde streckte er aus seine Arme und wies in tiefster Erschütterung die Gläubigen hin auf eine blumengeschmückte Nische des Atheon, wo in einem goldgefaßten Reliquienschrein hochgestreckt dastand das schimmernde Gerippe des Vaters der Menschen, den der Meister geholt aus dem fernen Java, und den er mit rotem Affenthaler getauft hatte:

Pithecanthropus erectus.

Welch gewaltiger Moment! Die Stimme versagte dem Redner; kein Laut erscholl in der heiligen Halle. Tiefstes Schweigen von größter Ergriffenheit!

Dann aber erfaßte in hoher Begeisterung der Erhabene eine Standarte. Ihm folgten nach mit Fahnen und Bannern seine Helfer und Diakonen, und hinter ihnen ordnete sich der lange Zug der Monisten und Monistinnen zur Prozession vorbei an dem heiligen Schreine, vor dem ein jeder Haupt und Kniee beugte, dabei singend den nachfolgenden frommen Pilgerchor:

Schau herab, Anthropoide,
Sieh hier deine Deszendenz,
Horche ihrem frommen Liede,
Denn — wie du — wir ohne Schwänz
Stammen von den Katharrinen.

Säcula's warst du begraben
Tief im geolog'schen Schutt;
Daß wir, Vater, hier dich haben
Danken wir des Meisters Mut,
Hehrstem Sproß der Katharrinen.

So hat denn gesiegt auf Erden über die drei Zentraldogmen „fauler, akrobatischer Metaphysik": Gott, Freiheit, Unsterblichkeit die Vernunftreligion des Monismus mit ihren sechs Mächten der Entwickelung [war vorher näher ausgeführt], die uns hineingeführt haben in das Reich des „Wahren, Guten und Schönen".

Drum Heil dir, Hohepriester des Monismus!
Heil dir, Titane,
Der du die Gottheit warfst von ihrem Weltenthron.
Heil Zoologos dir!

Wilhelm Schuster-St. Georgen i. Schw.

Dr. Heinrich Romundt, Der Professorenkant. Ein Ende und ein Anfang. Gotha, Verlag von E. F. Thienemann, 1906. 126 S. 2,40 Mk. — Diese Abhandlung bildet den Abschluß der vom Verfasser in den Jahren 1900—1905 unternommenen Versuche einer neuen Darstellung von Kants gesamter Vernunftkritik. Alle diese kritischen Durcharbeitungen und Beleuchtungen der Kant'schen Philosophie, so auch diese letzte des Vernunftkritikers über den „Streit der Fakultäten" (1798) müssen nicht nur den zünftigen Philosophen interessieren, sondern auch der christliche Apologet hat die Pflicht, zur rechten Bewertung der modernen Weltanschauungen, immer wieder auf den klassischen Kritiker des menschlichen Erkennens, Denkens und Urteilens zurückzugehen. Sa.

Wissenschaftliche Beilage zum XVIII. Jahresbericht (1905) der Philosophischen Gesellschaft an der Universität zu Wien.

Desgl. zum XIX. Jahresbericht (1906). Leipzig 1905 und 1906. Verlag von Joh. Ambrosius Barth. 87 bezw. 89 Seiten à 2,40 Mk. — Das erste Heft enthält 5, das zweite 4 Vorträge über Einzelfragen aus allen Gebieten der Philosophie und ihren Grenzgebieten. Sie alle sind wertvolle Beiträge zur Lösung wichtiger philosophischer Fragen und seien allen Freunden philosophischer Reflexion angelegentlichst empfohlen. Sa.

Prof. Dr. Fr. Kropatscheck, Natur und Sittlichkeit. Gr. Lichterfelde-Berlin, E. Runge. 29 S. 50 Pfg. — Dies Schriftchen bietet manch anregenden Gedanken zur Beantwortung der Frage, wie Natur und Sittlichkeit sich zu einander verhalten, doch will es uns scheinen, als habe der Verf. sich die Abrechnung mit gegnerischen Ansichten verschiedentlich etwas leicht gemacht. Ma.

E. Schreiner, Hinein ins Heiligtum! Gebetsgedanken und Gebetsmahnungen. Stuttgart, Christliches Verlagshaus. 141 S. — Ein rechter Gebetschrift redet hier voll heiliger Beredsamkeit von Wesen und Art des christlichen Gebets. Möge sein Büchlein viele Herzen finden und ergreifen und sie wieder beten lehren! Sa.

W. Classen, Biblische Geschichte nach den neueren Forschungen für Lehrer und Eltern. 2. Teil: Altes Testament. Hamburg, Boysen, 1907. 146 S. 2 Mk. — So spröde das Material der alttestamentlichen Geschichte sich solchen Versuchen gegenüber zeigt, so ist es hier mit rücksichtsloser Gewaltsamkeit einer Betrachtungsweise dienstbar gemacht, bei der wir völlig im Bereich natürlich-evolutionistischer Vorstellungen von der Entstehung und Entwicklung des Gottesglaubens bleiben. An verschiedenen Stellen dieses Muster-Lehrbuches ist deutlich zu erkennen, wie mit dieser Unterminierung der Grundlagen des an der Bibel genährten christlichen Glaubenslebens auch eine bedenkliche Unsicherheit im sittlichen Urteil sich einstellt. Ma.

D. Wilh. Schmidt, „Moderne“ Theologie des „alten“ Glaubens in kritischer Beleuchtung. Gütersloh, Bertelsmann, 1906. 160 S. 2,40 Mk.

Lic. Dunkmann, Moderne Theologie des alten Glaubens. Gütersloh, Bertelsmann. 41 S. 60 Pfg. — Wir halten die Forderung einer zeitgemäßen Gestaltung der positiven Theologie, welche „die Vermählung des ungebrochenen Christusglaubens mit dem Geistesleben unserer Zeit“ anstrebt, für aller Aufmerksamkeit wert. Darum wünschen wir den verschiedenen Versuchen zur Lösung dieser Frage, wie sie von D. Th. Kaftan wesentlich auf der Grundlage der Kant'schen Philosophie und andererseits von der Schule Seebergs, speziell von Grützmacher, mit besonderer Verwendung des modernen Entwicklungsgedankens unternommen sind, rege Anteilnahme. Zur Klärung sind auch die stark kritischen Bedenken, welche Dunkmann, ein Schüler Cremers, in einem klar durchdachten Vortrage gegen jeden derartigen Versuch und ebenso der Breslauer Systematiker Schmidt in einer gegen Kaftan gerichteten Studie äußern, wertvoll. Ma.

O. Eberhardt, Rektor, Die Gleichnisfrage. Eine theologische Untersuchung mit pädagogischer Spitze. Wismar, Bartholdi, 1907. 114 S. 1,80 Mk. — Des Verf. Absicht bei seiner theologischen und unterrichtsmethodischen Besprechung der Gleichnisreden Jesu ist vornehmlich in dem Satze ausgedrückt: „Was wir ablehnen, ist der Bund der sogenannten wissenschaftlichen Pädagogik mit der modernen Theologie und als Folge dieser Bundesschließung die Verdrängung methodischer und pädagogischer Schulfragen durch theologische Prinzipienfragen und die Alterierung und Verschiebung des Grundes durch einen neuen religiösen Geist.“ Unter diesem Gesichtspunkt wendet er sich im besonderen gegen Jülicher und die von ihm inspirierte Gleichnisbehandlung. Ma.

Prof. Dr. W. Herrmann, Die sittlichen Weisungen Jesu. Ihr Mißbrauch und ihr richtiger Gebrauch. 2. verb. Aufl. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1907. 72 S. 1 Mk. — Diese Gedanken sind es wohl wert, daß sich ein jeder Theologe ernsthaft in sie vertiefe. Sie kämpfen gegen die herkömmliche Auffassung, welche die Weisungen Jesu als „Schablonen“ des sittlichen Handelns beurteilt. Wer Jesum für einen Gesetzgeber hält, wird das „ganze“ Christentum nur im Mönchtum oder auf dem anarchistischen Wege Tolstois finden können; entschließt er sich dazu nicht, so wird er, wie die katholischen Laien, sich mit einem halben Christentum begnügen müssen, wie dies z. B. Naumann in seinen „Briefen über die Religion“ zu rechtfertigen sucht. Demgegenüber betont H.: Das „ganze“ Christentum ist das durch Jesum den Menschen erschlossene Leben in Zucht und Freiheit. Der versteht seine Weisungen recht, der der Person Jesu so nahe kommt, daß er von ihrer befreienden Macht erfaßt wird und dadurch frei wird zum Dienen, wie er. — Zur Auseinandersetzung mit Herrmann empfehlen wir besonders D. G. Heinrici, Prof. in Leipzig, Ist die Lebenslehre Jesu zeitgemäß? Leipzig, Dürr. 35 S. 60 Pfg. Ma.

Bibl. Zeit- und Streitfragen. III. Serie. Heft 3 u. 4. A. Risch, Die deutsche Bibel in ihrer geschichtlichen Entwicklung. 1,20 Mk. — Heft 5.

D. Procksch, Johannes der Täufer. 50 Pfg. — Heft 6. G. Hoennicke, Die neutestamentliche Weissagung vom Ende. 50 Pfg. Gr. Lichterfelde, E. Runge. 1907. — Diese neuen Hefte zeigen die große Mannigfaltigkeit des höchst dankenswerten Unternehmens, dem man die weiteste Verbreitung in der Gemeinde wünschen muß. Risch zeigt, daß die deutsche Bibel der von Luthers Meisterwerk beschrittenen Bahn treu geblieben ist. Hoennicke behandelt seine Frage mit vornehmer Sachlichkeit. Procksch zeigt, daß Johannes der Täufer aufs innigste mit der Geschichte des Christentums verbunden ist und mit Recht an der Spitze der Evangelien steht. Dt.

J. Beßmer, S. J., Störungen im Seelenleben. 2. verm. Aufl. Freiburg i. Br., Hurder, 1907. 227 S. 3,60 Mk. — Eine philosophische, nicht medizinische Untersuchung über die Seelenstörungen, sie behandelt zuerst die Elementarstörungen (einzelner Seelen-Funktionen), dann die Gruppenbilder von Störungen. Schade, daß das Buch so ganz auf aristotelisch-scholastischem Standpunkt steht. Dt.

G. Ecke, Prof. Dr., Unverrückbare Grenzsteine. 4. Aufl. Berlin, Verl. d. landeskirchl. Vereinigung der Freunde der posit. Union, 1907. 84 S. — In den kirchlichen und theologischen Kämpfen der Gegenwart bildet diese Schrift für die positive Seite eine vorzügliche Orientierung. Obwohl es sich hier ja im wesentlichen um theologische Fragen handelt, werden doch auch Laien diese Schrift mit Genuß und Förderung lesen. Dt.

E. L. Fischer, Prälat Dr., Überphilosophie. Berlin, Gebr. Paetel, 1907. 304 S. — Ein vorzügliches Geh.-Rat Reinke gewidmetes Buch, das sich besonders dadurch auszeichnet, daß es aus allen Ansichten den wahren Kern sucht und dabei stets eine mittlere Linie zwischen den Extremen findet. Es müßte besser „Versöhnungsphilosophie“ heißen. Das Buch ist außerordentlich klar geschrieben und daher für Laien als anregende Lektüre zu empfehlen Es ist auch an überraschenden Gedanken reich, z. B. über die Entstehung des Lebens und des Menschen auf der Erde. Vielleicht haben wir Gelegenheit, darauf zurückzukommen. Dt.

A. v. Hassel, Brauchen wir eine Kolonial-Reform? Kolonialpolitische Betrachtungen. Zeitfragen des christl. Volkslebens, Bd. 31, Heft 14. Stuttgart 1906. Chr. Belser. 51 S. 80 Pfg. — Dies Heft instruiert auf knappem Raume sachkundig über die verschiedensten Seiten des kolonialen Lebens; es unterrichtet über die an einer deutschen Kolonialpolitik wesentlich interessierten Kreise und deren Vertretung in der Presse über die kolonialen Agitations- und Konzessionsgesellschaften, die hemmenden und fördernden Faktoren auf dem Gebiete der Verwaltung, der wirtschaftlichen Erschließung und Ausbreitung, der Eingeborenenpolitik und der Rassenfrage. Die bisherigen Fehler der deutschen Kolonialwirtschaft werden freimütig gerügt, aber auch programmatische Vorschläge zu einer gesunden Reform gemacht, wie sie gerade in der jüngsten Zeit ihrer Verwirklichung entgegenzugehen scheinen. Ma.

Der Redaktion zugegangen sind:

O. Steinbach, Luthers Hochzeitstag. Dramatisches Stimmungsbild aus Luthers Leben. Stuttgart 1906. 50 Pfg.

W. Nithack-Stahn, Luther in Oppenheim. Geschichtliches Schauspiel in einem Aufzuge. Halle, J. Fricke. 25 Pfg.

Kirchweihfestabend, Heft 24/25 des „Familienabend“. Verl. des Ostdeutschen Jünglingsbundes. Berlin C., Sophienstr. 19. 80 Pfg.

Gustav Adolf-Vereinsabend, in der gleichen Sammlung. Heft 26. 40 Pfg.

Bullinger, Die Apokalypse. XIV und 529 S. Barmen, D. B. Wiemann. Preis 6 Mk. — Der Kommentar von Bullinger ist eine der wichtigsten neueren Erscheinungen auf dem Gebiete der Erklärung der Apokalypse. Er steht schon insofern auf der Höhe der Zeit, als er mit der modernen realistischen Erklärung vollen Ernst macht und wirklich ganz und gar nichts mehr mit der leider noch immer üblichen allegorischen Deu-

tung zu tun hat. Sein Standpunkt ist der eines festen ungebrochenen Bibelglaubens. Weihe und Ernst durchzieht das ganze Buch, was nicht hindert, daß die Vertreter der allegorischen Auslegung gelegentlich mit einem köstlichen Humor bekämpft werden. Schade nur, daß der Verfasser die neu erkannte Wahrheit soweit überspannt, daß sie zu neuer Verirrung wird. So entsteht sein Grundsatz: Die Kirche ist nicht Gegenstand der Apokalypse. Er weist sogar die sieben Sendschreiben aus der Vergangenheit in die Zukunft. Er bezieht sie nämlich auf — Versammlungen jüdischer Gläubigen nach der Entrückung der Kirche zum Herrn. Diese Entrückung legt er (ein jetzt weit verbreiteter gefährlicher Irrtum) vor die antichristische Trübsal. Auf Grund einer falschen Auffassung von Eph. 5 zieht er aus der Verschiedenheit der Begriffe „Leib" und „Braut" Christi irrige Konsequenzen. Seine Disposition erinnert mannigfach an die vor 37 Jahren von J. P. Lange und ist im einzelnen so wenig haltbar wie die des genannten deutschen Theologen. Alle diese Irrungen aber hindern nicht, daß das Buch Bedeutung beanspruchen darf und von jedem ernsten Forscher des prophetischen Wortes berücksichtigt werden muß. K.

C. Paul, Pfarrer in Lorenzkirch, Abessinien und die evangelische Kirche. 2. Aufl. Dresden, Ungelenk, 1905. 148 S. 1,50 Mk. — Unter der Lektüre dieses Buches gewinnen wir Interesse für dies schöne afrikanische Bergland, seine buntgemischte Bevölkerung, seine alte, in tiefen Schlaf versunkene „christliche" Kirche und die bisher dort leider wenig erfolgreichen Missionsbestrebungen. Ma.

D. Dr. Joh. Haußleiter, Professor in Greifswald, Der Missionsgedanke im Evangelium des Lukas. „Salz und Licht", Heft 9. Barmen 1905. Traktatgesellschaft. 21 S. 40 Pfg. — Der Grundgedanke ist der: Die lukanischen Schriften des N. Test. hat ein Missionar geschrieben, der bemüht war, in seinem zweiteiligen Werke den Fortschritt des neutestamentlichen „Evangelisierens" aufzuzeigen; damit ist dieses sein Werk von vornherein für den weiten Horizont der Mission geöffnet. Der Vortrag bringt manche feinen exegetischen Beobachtungen. Ma.

L. Flodur, Pastorale Novellen. 189 S. Basel, Kober, 1906.

Chr. Truber, Späne. 126 S. 1906. Ebenda. — Beide Schriften haben manches Originelle und zum Nachdenken Anregende, vertreten zeitgemäße christliche Wahrheiten, vor allem der modernen Weltanschauung gegenüber; doch läßt sich über die Berechtigung pastoraler „Novellen" streiten. Ma.

Novalis, Schriften. 4 Bände. Jena, E. Diederichs, 1907. Brosch. 12 Mk., geb. 16 Mk. — Eine neue dankenswerte Ausgabe der Schriften Fr. von Hardenbergs, besorgt von J. Minor, die allen Freunden des Dichters sehr empfohlen sei. Vielleicht ließe sich darüber streiten, ob es für die Gegenwart angebracht war, sämtliche „Fragmente" neu herauszugeben, die doch neben Weizen auch manche Spreu enthalten. Dt.

Augustins Bekenntnisse. Deutsch von E. Zurhellen-Pfleiderer. 2. Aufl. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1907. 146 S. Kart. 1,60 Mk. — Eine Auswahl aus dem berühmten Werk, vorzüglich übersetzt, die Kraft Augustins kommt hier zu seinem Recht.

E. Lohmann, Affen-Abstammung. 2. Aufl. Bonn, J. Schergens, 1907. 24 S. — 2. Auflage der schon früher von uns empfohlenen Schrift, an die hiermit erinnert sei.

O. Quast, Dr. phil., Dürfen wir noch an Wunder glauben? Gelsenkirchen, G. Koezle. 35 S. — Ein sehr lesenswerter Vortrag über dies stets interessante Thema.

Druck: Christliches Verlagshaus, Stuttgart.